

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Prozeß Gutenberg II.	159
Besessenheit. Von Karl Jentsch	173
Vergessene Augen. Von Emmy Delling	176
Bismarck-Erinnerungen	179

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Expeditionen, Altehnstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-E.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Forderung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9-4 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * * Großstädtischer Komfort

Tennis. Schwimmbad *
Bürgerliche Preise * *

Weissen-Hirschen

Hamburg.

HOTEL ESPLANADE

Am Dammtor-Bahnhof.

Zimmer mit Bädern.

Carlton Ritz Restaurant.

Neu eröffnet.

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!



Reinig & umsonst u. portofrei.

Doppelflinten. Kal. 16 v. 22,25 M., Gartenbüchsenflinten 15.- M., Drillinge, Kal. 16/9,3 9l.- M., Scheibenbüchs. 34,90 M., Gartenschings 4,80 M., Luftgewehre 3,75 M., Revolver 3,20 M., Pistolen 1,20 M. an bis zu den feinsten Ausführungen.

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:

Offerendos, London.



Berlin, den 1. August 1908.

Prozeß Eulenburg.

II. *)

Judicium.

Ich bin nur ein Gefühlsmensch, der wohl unbeschreiblich lieben, aber kaum hassen kann, dem selbst das Verachtete unendlich schmerzhaft wird: und Das sind Eigenschaften, die mit einem Charakter nicht in Einklang zu bringen sind! So sehr fühle ich mich Gefühlsmensch, daß ich mich instinktiv Charakteren gegenüber in innere Opposition gedrängt sehe. Auf der Bühne sind Charaktere notwendig; in der Geschichte machen sie mir Freude; im Bertelsmann sind sie unbequem, ja, unerträglich, speziell, wenn sie in Norddeutschland zu Hause sind.
Philipp zu Eulenburg an Fritz von Zarenheid.

An der Allgemeinen Buchhändlerzeitung ist am sechzehnten Juli über die literarische Leistung des Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld ein Artikel erschienen, der zeigt, wie die Männer derber Verlagspraxis über diese Leistung urtheilen. „Von Eulenburgs dichterischer und musikalischer Befähigung ist viel gesprochen worden; aber seine Schöpfungen, von denen die Mehrzahl im Buchhandel erschien, sind den Wenigsten bekannt geworden. Von einem buchhändlerischen Erfolg kann man nicht reden. Die Schuld liegt zweifellos nicht bei den Verlegern (Westermann, Braun & Schneider, Hansstaengl, Deutsche Verlagsanstalt), die als rührig und umsichtig bekannt sind. Die meisten eulenburgischen Werke wenden sich an die Kinderwelt. Ein weichlicher

*) S. „Zukunft“ vom 25. Juli 1908.

(um nicht zu sagen: weibischer) Zug, der an die Art der Märchentanten erinnert, geht durch alle diese Erzählungen; trotz ihrem mythologischen Aufputz und dem großen Aufgebot von Erd- und Luftgeistern, Rittern, Knappen und Reifigen zeigen alle eine Armseligkeit der Erfindung und Phantasie, die nicht etwa auf eine starke Betonung der ‚Moral der Geschichte‘, sondern auf völlige künstlerische Impotenz zurückzuführen ist. Nicht dichterische Kraft, sondern rein dilettantische Spielerei beherrscht die Dichtungen Eulenburgs, so daß man nicht fehlgehen wird, wenn man den buchhändlerischen Mißerfolg lediglich auf sein Konto schreibt. Wie auch das Urtheil in dem Prozeß ausfallen mag: der Fürst Eulenburg kann der Welt verloren gehen, der Dichter nicht; denn er hat nie existirt.“ Diese Sätze (eines mir Unbekannten) habe ich all in ihrer Nüchternheit citirt, weil mein Urtheil über des Fürsten Poetenleistung zu hart genannt und der Versuch erneut worden ist, das wunderliche Wesen des Mannes aus seiner Künstlerpsyche zu erklären. Er selbst hat's gewollt. „Ich war weder Soldat noch Politiker, trotzdem ich im Regiment Garde du Corps gedient und hohe diplomatische Posten erlangt habe; im Grund meines Herzens war ich immer nur Künstler und kann mich heute noch rühmen, der beste Zuhörer durch die Kunstschätze von Rom und Florenz zu sein.“ So (ungefähr) sprach er vor Gericht. Daß er die römische Herrlichkeit, Affizien, Pitti, Bargello genau kennt, ist nicht zu bestreiten; eher schon die Sicherheit seiner Werthung, an der das Farenheibbuch den Leser zweifeln lehrt, auch wenn die feste Antinouschwärmerei ihn nicht aufschlimme Gedanken bringt. (Ein Beispiel. „Wie konnten Sie nur, mein lieber, theurer Freund, errathen, daß es mein langjähriger Wunsch, ein sehr hoffnungsloser Wunsch, war, diesen Antinouskopf zu besitzen? Diesen Kopf wunderbarsten Zaubers, von einem Liebreiz ohnegleichen, den der zarte, tadellose weiße Marmor mit tausendfachen Reizen schmückt!“ Und Farenheid, der den Gedanken, mit Philipp zu reisen, „traumhaft schön“ nennt, schreibt: „Möge auf uns der ganze Griechenhimmel lächeln und die anmuthigste Göttin ihre schönsten Gaben spenden! Von Herzen umarme ich Sie! Sie haben mich mit einem Sonnenschein von Liebe und Freude überschüttet; mein ganzes Sein schlägt Ihnen voll entgegen im Zusammen tönen unserer wahren und tiefen Lebensakkorde! Wie hat mich Das beglückt, was Sie mir, theurer, lieber Freund, über den Antinous sagen! Ein Rysterium sehnsuchtreicher Liebe. Sie lieben ihn so innig, daß er Ihnen reiche Gewährung zollen wird.“) Den Künstler dürfte gewissenhafte Kritik nur gelten lassen, wenn er nie laut gesprochen hätte. Er that's. Ich will noch zwei fast unbekannte Gedichte anführen, die in Starnberg entstanden und, als Gelegen-

heitpoesie im goethischen Sinn, das Persönlichste aus den Hüllen der Konventionen schälen mußten. Ein Freund Philipps hat sich erschossen: Konstantin von Dziembowski, Hauptmann in der sächsischen Armee. „Ein dunkles, grauesames Geschick endet gewaltsam das Leben eines Freundes, den ich unendlich lieb gehabt habe und mit dem ich drei Jahre meines Lebens unzertrennlich verbunden war.“ Der Ueberlebende versucht, den Entwicklungsgang des Freundes zu schildern, und schreibt an Farenheid: „In einigen Tagen ist die Arbeit vollendet. Ich theile Dir daraus ein paar Verse mit; Dir, der Du so namenlose Qualen durch den Verlust Deines Herzenfreundes littest, der dem gleichen dunklen Verhängniß zum Opfer fiel. Du wirst den Gedanken dieser Verse inniger erfassen als Andere! Möchten sie Deinem verwundeten Herzen Wohlthun!

Wenn heilige Ströme der Liebe
Im Herzen quellen und gehn,
Was wolkten die dunklen Gestalten,
Die an ihrem Ufer stehn?

Sie neigen sich über das Wasser
Und senken tief in die Fluth
Der neidischen Hauberblide
Dämonische Sehnsuchtgluth.

Sie wachen im schwarzen Gewande
Wie Wächter im Totenhans
Und breiten wehende Schleier
Still über die Wellen aus.

Doch leise schimmern die Wasser
Tief unter der Schleier Nacht,
Sie schimmern und flimmern und blinken
In süßester Liebesmacht.

Und richten die schwarzen Gestalten
Auch dunkle, araufige Wehr!
Die heiligen Ströme der Liebe,
Sie rauschen ins ewige Meer!“

Die Verse lassen freilich das „dunkle Verhängniß“ ahnen, dem der Freund „zum Opfer fiel“. Ist dieses Gefüge tönender Worte aber Poesie? Ich habe, spricht Goethe, „in meiner Poesie nie affektirt. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nügel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen“. Philipp schreibt: „Die Mittheilung so schmerzlicher Eindrücke ist mir unüberwindlich peinlich. Ich kann diese stilisirte Wiedergabe von Herzenskummer kaum ertragen!“ Stilisirt und versifizirt ihn dann aber con amore schluchzend weiter. Das zweite Gedicht trägt die Widmung:

Seinem lieben, theuren Frey zugeteignet

Kennt Du es wohl, das wunderbare Zwingen,
Das gleiche Weichen zu einander führt?
Das weisevoll, geheimnißvolle Klingen,
Wenn unser Herz sich seinen Freund erkürt?

Das ist wie Sehnen tief im Wolkeschatten
Und wie Verstummen vor der Sterne Licht.
Als wenn aus Abenddämmen, gluthenlatten,
Ein Flammengruß der ewigen Heimath dricht.

Dem ewig Schönen und dem ewig Guten
Gehörten Herzen, die sich treu erkant —
Denn in uns flammen goldne Sonnengluthen
Aus einem ewig hellen Vaterland!

Die Reime werden gewaltsam herbeigezwungen und auch Etwas wie ein Rhythmus stellt sich ein. Nur kipelt den Leser das Epigramm Grillparzers (der, Ihr Pruden, von Platens Rehr- und Rückseite gesprochen und Wagner den Lolo Montez des neuen Münchens genannt hat): „Ob Längen sich und Kürzen in rechtem Maße mengen, kann ich entscheiden nicht: für mich finds lauter Längen.“ Und so schreiben sie Alle; in Vers und Prosa. Alle, denen nicht, wie Platen und Wilde, ein Gott gab, in eigenen Lauten ihr Leid auszusprechen. Farenheids Antwort: „Dein Grüßen tönte mir wie wunderbare, mystische Musik herüber und ich empfand ein inniges Zusammenstimmen der Geister. Ich lenkte meinen Lebensnachen zu dem Deinen, der mir entgegen-glitt; und begegneten wir auch wohl mancher dunklen Wolke, mancher dunklen Klippe, die drohend vor uns lag, so mußten sie doch schnell dem lichten Himmelsbogen weichen, der seinen heiteren Sonnenglanz bald durch das weite Firmament entgegenstrahlen ließ. So treiben neben einander unsere Lebensnachen. Vor uns das wunderbare Leuchten der Sonnengluthen, das ferne Grüßen jenes Vaterlandes, wo die Sehnsucht getröstet wird und ein heiliger Friede die geängstete und gequälte Brust durchzieht. Du sollst mir für den Rest meines Lebensganges die Lebensblume sein, die ich um so lieber, um so treuer pflegen werde, je inniger und reicher die Vertiefung ist, welche unser Freundschaftsverhältniß in meiner Seele so hoffnungreich entzündet. Denn in uns flammen goldne Sonnengluthen aus einem ewig hellen Vaterland!“ Ueber diesem Vaterland wölbt sich der Griechenhimmel; es ist das Hellaß der klassischen Zeit, das, nach Niebhsches Wort, „eine Kultur der Männer“ hatte. „Die erotische Beziehung der Männer zu den Jünglingen war in einem unserem Verständnis unzugänglichen Grade die nothwendige, einzige Voraussetzung aller männlichen Erziehung (ungefähr wie lange Zeit alle höhere Erziehung

der Frauen bei uns erst durch die Liebshaft und Ehe herbeigeführt wurde). Aller Idealismus der Kraft der griechischen Natur warf sich auf jenes Verhältnis; und wahrscheinlich sind junge Leute niemals wieder so aufmerksam, so liebevoll, so durchaus in Hinsicht auf ihr Bestes (*virtus*) behandelt worden wie im sechsten und fünften Jahrhundert. Je höher dieses Verhältnis genommen wurde, um so tiefer sank der Verkehr mit der Frau. Die Weiber hatten weiter keine Aufgabe, als schöne, machtvolle Leiber hervorzubringen, in denen der Charakter des Vaters möglichst ungebrochen weiterlebte, und damit der überhandnehmenden Nervenüberreizung einer so hochentwickelten Kultur entgegenzuwirken.“ Sollte die Natur einst (daran zu zweifeln, muß erlaubt sein) diesen Gefühlstand, so will sie ihn heute, unter unserem Himmel, gewiß nicht mehr. Ein Grieche hätte nicht über das „dunkle Verhängniß“ gestöhnt, das ihn zum „gleichen Menschen“ trieb; wäre auch nicht dieses Verhängnisses Opfer geworden. Von den Varietäten des Geschlechtsempfindens wissen wir noch immer nicht viel. Glauben aber, zu wissen, daß in beiden Geschlechtern Bau und Leben des Charakters durch einen Hauptzweck determinirt ist: durch die Pflicht, die Gattung zu fördern. Wo dieses Telos fehlt und, wie in urchristlicher Zeit, ein frommer Wahn das Hindämmern, Hinsterven der müden Menschheit ersehnt, kann Keuschheit das Ideal sein. Wo das Gedeihen der Gattung das höchste Ziel ist, muß die Sexualität als die unter allen Koordinaten wichtigste gelten. Begreift endlich (wenn Ihr nicht taub sein wollt), daß Einer, der von Sexualität spricht, nicht an Handlung noch gar an Verfehlung zu denken braucht; daß Sexualität die stärkste Wurzel des Wesens ist und jeder Lebensregung, dem Thun und dem Sinnen, dem Willen und der Vorstellung, Form und Farbe giebt. Daß eine Menschengruppe von normwidrigem Geschlechtsempfinden sich auf dem Gipfel des Staatsgebirges nicht festnisten darf. Und daß der Mann, dem, in dem krankhaften Streben, ungestehbares Leid wenigstens den Schicksalsgenossen anzudeuten, eine gebildete Sprache zu leidlichen Versen verhilft, noch kein Dichter, kein Kunstschöpfer ist.

Hier ist ein Wort über die Freundschaft zu sagen, die Fürst Eulenburg vor drei Gerichtshöfen als den herrlichsten Besitz der Germanenwelt gepriesen hat. Der Superlativ mag hingehen (obwohl er die Frau nicht freuen wird). Ist das Gefühl, das in Eulenburgs Briefen und Reimereien leucht und schreit, schwagt und kost, aber das gesunder, männlicher, gar das germanischer Freundschaft? Seit wann will die Sitte, daß deutsche Männer einander anhimeln, ihre Rufnamen ins Zärtlich-Niedliche kürzen, den fernen Freund „meine Seele“, „mein Alles“ nennen, einen Thronenden, dem sie sich befreundet fühlen, als „Liebchen“ bezeichnen, sich in ein Antinoosglück träumen und die Fe-

der in die Verheißung „warmer Umarmung“ abirren lassen? Das ist der Ton der Liebe; und in allen Formen schlüpft denn auch das Wort durch den Briefwechsel und das Gedichte dieses Kreises. „Mein Guter“, „mein Theuerster“: auch der alte Goethe hat an die paar Menschen, die er sich nah kommen ließ, manchmal so geschrieben; Zelter, als dessen Stiefsohn sich getötet hatte, sogar als den „geliebten Freund“ angesprochen. (Nur achte man auf die Tonfarbe des ganzen Briefes. „Du hast Dich auf dem schwarzen Probirstein des Todes als ein echtes, geläutertes Gold aufgestrichen. Wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist, und wie schön muß ein Talent sein, das auf einem solchen Grunde ruht!“ Selbst der „Geliebteste“ könnte da nicht auffallen. Wer den Unterschied nicht merkt, ist mindestens halb taub.) Einen ruhigen Freund wünschte sich Sphigeniens Schöpfer; und hat in langem Erleben nicht oft einen gefunden. Der Herr von Liebenberg fand ihrer Duzende, in allen Zonen internationaler Geselligkeit; und jeden, Grafen und Fischer, Mimen und Matrosen, hat sein Mund geduzt, sein Gruß zärtlich gestreichelt. Nur an Jüngferchen kannten wir solche Freundschaft; nur sie sahen wir, wie Shakespeares athenische Mädchen, zu einer Doppelfirsche zusammenwachsen (*seeming parte 1, but yet a union in partition*); „dem Scheine nach zwei Körper, doch ein Herz“. Die Freundschaft reifer Männer glaubten wir durch ein unübersteigliches, fest verschlossenes Gitter von den Bezirken der Liebe getrennt. „Welch ein Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe! Die eine ein schöner, milder Herbstabend von gesättigtem Kolorit, die andere ein schaurig entzückendes Frühlingsgewitter; die eine die klare und reine Harmonie, die andere das geisterhafte Klingen und Rauschen der Aeolsharfe, das ewig Unfaßbare, Unsagbare, Unausprechliche; die eine ein lichter Tempel, die andere ein ewig verhülltes Mysterium.“ So steht in Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“; und ungefähr so hats jeder gesunde Mann empfunden. Erst wenn die Sinne mitsprechen, wenn eine erotische Wallung den Blutlauf beschleunigt, wird die Schwärmergemeinschaft, die Brautstandsektase, das Sehnen nach Hingabe, Hinspreitung möglich, die wir in der philippischen Literatur finden. Im Dorerlande des Wahnes, die Stammestugend werde von dem liebenden Mann in der Umarmung auf den geliebten Jüngling übertragen, mochte man Freundschaft nennen. Wer in Deutschland heute so nennt, schändet in einem Athemzug zwei blühende Provinzen im Reich männlichen Gefühls. Freundschaft fordert Wahrheit; der Liebende langt gern nach holdem Trug. Ein Unwahrhaftiger kann bis zur Selbstvergessenheit lieben; niemals wird er ein Freund, der die Rothprobe besteht.

Weil Gulenburg die Welt seines Empfindens, in der andere Sittlich-

keit, Schönheit, Tugend gilt, andere Gottheit wirkt als in unserer, den auf die Höhen und in die Tiefen der Uraniermystik nicht zugelassenen Richtern nicht schildern konnte und doch trachten mußte, die Seltsamkeit seines Wesens irgendwie zu erklären, gab er sich für einen Künstler, einen allzu gutmüthigen und allzu enthusiastischen Freund aus (vor Geschworenen, wie pfliffige Schlaueheit empfehlen mußte, auch für einen Mann des Volkes, der einem Dorfbewohner im schlichten Rock nie einen geschniegelten Hofherrn vorgezogen habe). Von seiner Kunst und von seiner Freundschaft war drum auch hier leider zu reden. Ob er sich Güte und Enthusiasmus mit Recht zusprach, braucht nicht geprüft zu werden. Der Kranz, den er sich in 5000 gewunden hatte, welkte schnell. Als Landgerichtsdirektor Kanow, der dem Schwurgericht vorsah, den Angeklagten aufforderte, der ausführlichen Darstellung seiner Vorzüge nun auch ein offenes Wort über seine Fehler folgen zu lassen, wurde ihm, zwischen Seufzern, nur das Uebermaß an Gutmüthigkeit und Enthusiasmus bekannt. „Diese Eigenschaften“, sprach er, „meinte ich nicht; würde sie auch kaum zu den Fehlern rechnen. Ich dachte, Sie würden selbst das Bedürfniß haben, über die Mängel Ihrer Wahrhaftigkeit und Etwas zu sagen.“ Das härteste Wort, das der des Meineides und der Verleitung zum Meineid Angeklagte in achtzehn Verhandlungstagen hörte. Er hatte es verdient. Von dem unentzweibaren Recht des Angeklagten, Unwahres auszusagen, gar zu reichlichen Gebrauch gemacht. Schon als Zeuge, der doch schwor, die reine Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzusetzen, hatte er eine Fülle wissentlich falscher Angaben aufgetischt. „Der Reichskanzler ist bekanntlich mein Freund. Mit Herbert Bismarck war ich eben so befreundet wie mit dem Grafen Runo Moltke. Zu männlichen Personen habe ich in meinem Leben nie auch nur die geringste Geschlechtsneigung gehabt. Seit ich nicht mehr Botschafter bin, beschäftige ich mich absolut nicht mehr mit Politik. Mit Herrn Comte (der im Lauf eines Jahres zehnmal in Liebenberg war und den Fürsten auch in Berlin sah) habe ich über den Marokkotreit und über deutsch-französische Frictionen nur ein einziges Mal, bei flüchtiger Begegnung auf der Straße, gesprochen. Herrn Harden hätte ich verklagt, wenn nicht alle Juristen, die ich fragte, mir gesagt hätten, diese Angriffe seien gerichtlich nicht sahbar.“ Das wurde in der Hauptverhandlung gesagt, in der ich mich gegen die Anklage, den (im Kampfe wider den Liebenberger nur gestreiften) Grafen Moltke beleidigt zu haben, zu wehren hatte; und vom Gericht als ein unantastbares Zeugniß hingenommen. „Die Behauptung, mein Geschlechtsleben sei abnorm, hat der erste Reichskanzler aufgebracht und verbreitet, um sich dafür zu rächen, daß ich in der Zeit des Konfliktes nicht zu ihm gehalten hatte, sondern zu Seiner Majestät. Das

war der Partherpfeil.“ Der in Gift getauchte Pfeil, hörts, den der fliehende Bismarck gegen den tugendsamen Helden Philipp Gulenburg von der Sehne schickte. Auch diesen Satz nahm die Vierte Strafkammer wie Apokalyptikerweisheit hin. Und so weiter. Alles wider besseres Wissen. Alles beschworen. (Shakespeares Wintermärchenszene zwischen dem alten und dem jungen Schäfer. Der Alte: „Sagen magst Du's; darfst aber nicht schwören.“ Der Rüpel: „Nicht schwören, da ich jetzt ein Edelmann bin? Bauer und Bürger mögens sagen; ich will's beschwören.“ Der Alte: „Wenn es nun aber falsch ist, Junge?“ Der Rüpel: „Und wenn's noch so falsch wäre, dürfte ein echter Edelmann es, zum Besten seines Freundes, beschwören.“ Das hörte Englands hoher und höchster Adel lächelnd; der brave Will, der dem Haufen nie eine bittere Wahrheit ersparte, war ja kein Demokrat. Heute weiß jeder Unbefangene, daß der Edelmann nicht mit leichterem Herzen schwört als der Bauer und Bürger. Daß der Adel noch die Kraft und den Willen zur Ausscheidung unwürdiger Standesgethossen hat. Und daß die konsekrativ thurende Presse, die ihren Phili noch immer wie eine von arger Lücke verfolgte Unschuld schützt, von armen Bourgeois hergestellt wird, denen nur hier und da sich ein entgleister Adeliges gestellt.) Von dem Angeflagten, den keine Schwurpflicht schreckt, war also Manches zu erwarten. Und er hat nicht enttäuscht; hat die Erwartung übertroffen. Aus der langen Liste seiner falschen Ausjagen sollen hier nur ein paar Proben geliefert werden.

Gegen die Thatzeugen Georg Riedel und Jakob Ernst schien nicht viel zu machen. Sie waren in München, Berlin, Liebenberg, Starnberg und abermals in München bis ins Winzigste vernommen und ihre nachprüfbaren Angaben beim Augenschein als richtig befunden worden. Der Untersuchungsrichter, Landgerichtsrath Schmidt, ein gescheiter, energischer und durchaus nicht weltfremder Herr, erklärte unter seinem Eid, er habe nicht den allgeringsten Grund, nach den ausführlichen und oft wiederholten Verhören die Glaubwürdigkeit dieser Zeugen anzuzweifeln. Die Verhaftung des Fürsten habe er, trotz dem Drängen des Oberstaatsanwaltes, erst beschlossen, als die Zeugen bei der Konfrontation in Liebenberg aufrecht geblieben waren. „Das Resultat befestigte mich so in meiner Ueberzeugung, daß ich sofort die Verhaftung anordnete.“ Im Fürstenschloß liegt der Herr im Bett; der preussische Richter kommt mit zwei oberbayerischen Fischern: und das Ergebnis ist, daß die Durchlaucht verhaftet wird. Zwei Oberlandesgerichtsräthe aus Bayern und der Bürgermeister von Starnberg stellen der Redlichkeit Riedels und Ernsts das beste Zeugnis aus; auch wird bewiesen, daß Beider Beziehungen zum Grafen Gulenburg schon seit Jahrzehnten besprochen wurden, Beide einst vor Freunden erwähnt haben, daß der Graf ihnen Geld gebe. Was war zu thun? Rie-

del hat viele Vorstrafen; nicht mehr freilich als mancher grobe, rauflustige Landsmann, dem die Kirchweihabenteuer bei den Mitbürgern die Achtung nicht schmälern, und nur eine, die seine Zeugnißfähigkeit herabsetzen könnte. Ein münchener Bezirkskommissar, der nie ein Wort mit ihm gewechselt und dessen Aussage das Schöffengericht unter Mayers Vorsitz deshalb für belanglos gehalten hat, eifert wider ihn. Doch der Polizeipräsident von München hat dem preußischen Untersuchungsrichter gesagt, der Kommissar schein den Mann falsch zu beurtheilen. Und der fünfundsechzigjährige Oberlandesgerichtsrath Zehle, der den wilden Georg oft vor seinem Richterstuhl sah, oft strafen mußte und durch üble Nachrede von ihm gekränkt worden ist, tritt vor das berliner Schwurgericht und spricht also: „Riedel ist streitsüchtig, kann Zunge und Faust nicht zügeln; was man so ein Rauhbein nennt. Er sagt einfach heraus, was er denkt, ohne zu fragen, ob es ihm Nutzen oder Schaden bringe. Gegen seine Ehrlichkeit liegt kein Verdacht vor. Die schwerste Strafe bekam er, weil er mich beleidigt hatte. Man glaubte ihm damals nicht, daß er das dumme Gerede Anderen nachgesprochen habe, sondern nahm an, er habe es erfunden und wider besseres Wissen verbreitet. Wenn ich der Verhandlung beigewohnt hätte, wäre es anders gekommen; denn ich traue dem Riedel nicht zu, daß er etwas Verleumderei zu erfindet.“ So spricht ein alter Richter über den Mann, den er oft verurtheilt und der ihm Bestechlichkeit nachgeschwätzt hat. Das Urtheil zweier anderen Richter, Mayers und Schmidts, lautet eben so günstig. Nord und Süd sind einig. Einen so stark gestützten Zeugen umzuwerfen, hofft wohl nur der Verzweifelte. Riedel hat, weil er durch Eulenburgs Eid einen Unschuldigen geschädigt glaubte, die Wahrheit gesagt und sich selbst dadurch Geschäftsverlust, Unbequemlichkeit und Aerger aller Art zugezogen. Für die Richtigkeit seiner Aussage zeugen innere Gründe mit überwältigender Kraft: was er bekundet, kann nicht falsch sein, weil nur Einer, ders erlebt hat, diese Einzelheiten anzugeben vermochte. Und der trotzige Grobian läßt nicht ein Wort mehr, als das Gewissen erlaubt, von der sonst so flinken Zunge und scheut vor dem Aergerniß der Selbstbelastung nicht zurück. Er ist von dem Grafen Philipp verführt, mit einem ansehnlichen Häuflein Geld beschenkt worden und, trotz naher Aussicht auf noch höheren Gewinn, weggelaufen, als ihm zugemuthet ward, in Eulenburgs Wohnung mit dessen feinem, weißhäutigem Freund wie mit dem Weibe der Mann zu verkehren. Das Amtsgericht München I hat ihm bescheinigt: „Mit der urwüchsigen Raivetät, die den Grundzug seines Charakters bildet, gab er über Alles, auch das für ihn Peinlichste, Auskunft; und der Eindruck unbedingter Glaubwürdigkeit seiner Angaben wurde noch dadurch verstärkt, daß für ihn jedes Motiv zu einer unwahren Angabe (wie etwa Geld-

gier, Haß, Rachsucht, Streben nach Anerkennung) fehlte.“ In Berlin, wo er in seinem typischen und persönlichen Wesen so schwer zu verstehen war, wie ein rixdorfer Kollkutscher an der Tsar gewesen wäre, mußte er immer wieder, als sei er noch nie gehört worden, durch die Spießruthen laufen; bis er pfandend schließlich die Landsleute fragte, ob denn er oder Fürst Eulenburg der Angeklagte sei. Er hat 1907, als Familienvater, weil das Geschäft nicht recht ging, auf einem Bau gefront. „Bauarbeiter? Die Sorte kenne ich. Die sind fast immer Sozialdemokraten, also bereit, wo es gegen einen reichen oder vornehmen Herrn geht, einen Meineid zu leisten.“ So spricht ein Geschworener; dessen (an die schwächste und doch nützlichste Stunde des Staatsanwaltes Romen erinnerndes) Vorurtheil der Präsident mit ruhiger Entschiedenheit zurückweist. Ein anderer Geschworener meint, in Bayern gehe wohl auch der Preußenhaß schon bis zum Meineid. Was Kiedel auf dem Korridor zu einem Schreiber, in einer Spelunke zu einem Frauenzimmer gesagt haben soll oder kann, wird von Spürnasen beschnüffelt; und wer je mit ihm Handel hatte, wird vors Gericht geladen. Der Stank verfliegt schnell; wer aber, der sich mühsam durchs enge Leben schlug, that nicht einem im Weg Stehenden auch einmal Unrecht? Und was wäre gegen Kiedels Glaubwürdigkeit im Fall Eulenburg bewiesen, wenn festgestellt würde, daß er in einer Bagatellsache mit der raschen Faust mal daneben gehauen und eine Instanz ihm deshalb den Glauben versagt hat? Wäre die Menschenkenntniß der drei Richter Zehle, Mayer, Schmidt, des starnberger Bürgermeisters und der drei gebildeten Schöffen, die ihn glaubwürdig fanden, damit widerlegt? Daß er den Mann kenne, muß der Angeklagte, dessen Aussagen einander vorher widersprochen hatten, jetzt ja selbst zugeben. Nur: „Mein Leben war so reich, so bewegt; da war dieser Kiedel nur eine vorübergehende Figur, an die ich mich kaum noch erinnere.“ Natürlich ist nichts Schmutziges vorgekommen. Und der Fürst faßt nicht, warum der Mann ihn belastet.

Auch nicht, wie Jakob Ernst zu seiner Aussage gelangt sein könne. Oder doch? Der getreue, dem hohen Herrn fast knechtisch ergebene Fischermeister ist ihm nicht nur durchs reiche Leben gehuscht; hat ein Vierteljahrhundert lang mit ihm verkehrt, viele Reisen gemacht, oft das Lager getheilt und galt schon in Zehles starnberger Richterzeit als „Eulenburgs Verhältnis.“ Gegen Den ist auch kein Kriminalverdacht vorzuflunkern. Trotz dem Berede über das Verhältnis hat ers zu besonderem Ansehen gebracht; und auf dieses Mannes Verschwiegenheit hätte der Fürst (nicht wider besseres Wissen) geschworen. Der schien ihm der Treuste der Treuen. Erstens hat er dem Fischer-Zackl Jahrzehnte lang Wohlthat erwiesen. (Wohlthat darf mans vor einem deutschen Gerichtshof heißen, wenn ein Höfling Einem, den er listig zur Mutualbefrie-

digung verleitet und in sein Bett genommen hat, mit Sümmchen, deren Verlust ihn nicht drückt, vorwärtshilft. Wer dem verführten Mädchen aus voller Kasse des Lebens Rothdurft bezahlt, ward bisher nicht als Wohlthäter gefeiert.) Zweitens hat er ihn in einem herzlichen Brief gebeten, nichts zu sagen, da „doch Alles verjährt ist;“ in einem Brief, der nach der landgerichtlichen Hauptverhandlung in Sachen wider Harden (also nach dem Antrag, Niedel und Ernst zu vernehmen) geschrieben war. Drittens hat er ihm den Hofrath Kistler geschickt, der einmal einen Brief des Fürsten brachte (und, als Jakob ihn gelesen hatte, in einem vorbereiteten Umschlag dem Schreiber zurückschickte) und bei dem anderen Besuch mahnte: „Wenn Du nach Berlin kommst, sagst nichts von den Sachen“ (mit einer Handbewegung, die keinen Zweifel ließ). Herrn Hofrath Kistler, der vor der Vierten Strafkammer geschworen hatte, ihm sei nie auch nur ein Gerücht von der Homosexualität seines „gütigen Brotherrn“ ins Ohr gedrungen; also wohl erst nach der Weihnacht von dem starnberger „Verhältniß“ gehört hat. All dieser Liebe Mühen war nun als nutzlos erwiesen? Das münchener Amtsgericht hatte Ernsts Geständniß „zugleich ergreifend und überzeugend“ genannt und Oberlandesgerichtsrath Wilhelm Mayer (der erwähnte, das Urtheil sei einstimmig beschlossen und die Stimme des Vorsitzenden zuletzt abgegeben worden) hat vor dem berliner Schwurgericht als beeideter Zeuge gesagt, der Augenblick, da Ernst im Kampf gegen Scham und Furcht den Muth zur Wahrhaftigkeit fand, habe ihn plötzlich an die Minute erinnert, in der ein Mörder sich, nach hartnäckigem Leugnen, vor ihm endlich zum Schuldbekennniß entschloß; in Ernsts Augen und Antlitz seien die selben Vorgänge sichtbar geworden. Zu solcher Bestimmtheit wagt nur ein völlig überzeugter Richter sich vor. Fürst Eulenburg aber sagt, Ernst sei in der münchener Verhandlung das Opfer „geistiger Nothzucht“ geworden; Justizrath Bernstein habe ihm so zugesetzt, daß der Zeuge die Wahrheit widerrief. Also, weil der Anwalt ihn dringend vor den Folgen des Meineides warnte, rasch einen Meineid leistete und Unwahres beschwor, das ihn selbst schwer belastete und schädigte. Das ist zwar ein vollkommener Unsinn. Niemand hat den Fischermeister bedrängt; der Richter ihm väterlich zugesprochen und Zeit zur Sammlung angeboten; der Anwalt nicht eindringlicher gemahnt, als jeden Tag hundert Ankläger und Vertheidiger thun; nicht mit einem Zehntel der Drohungen ihn geschreckt, die Frau von Elbe und deren Mutter in Berlin hören mußten; einmal nur, mit leiser Stimme, ihn aufgefordert, nicht durch Verschweigen des Wesentlichsten sich selbst ins Zuchthaus zu bringen. Und die innere Wahrheit dieser Zeugenaussage verschrucht jeden Zweifel. Wie das Bekenntniß einer Ehefrau wars, die nach langem Sträuben, langem Taften von einem ins an-

dere Versteck zugeben muß, daß der geliebte Mann Schuld auf sich geladen hat. Ernsts Aussage muß wahr sein, weil sie, nach der Art ihrer Entstehung und mit der kunstlosen Fülle ihrer Details, nicht unwahr sein kann. Den Anwalt (dem Ernst nach freimüthiger Befundung fröhlich ins Gesicht lachen durfte) soll der vom Richter geschirmte Zeuge mehr gefürchtet haben als seinen Fürsten? Wenn er dabei blieb, daß nichts Schmutziges geschehen sei, mußten die Starnberger schweigen und er konnte fürstlichen Lohn von der Gnade des Herrn heischen. Er soll Vermögensverlust, Schande, Meineidsgefahrvorgezogen haben? Und die zärtlichen Briefe von Eulenburgs Hand, die bei der Haussuchung gefunden wurden? Das verleitliche Schreiben von den verjährten Sachen? („Der Ausdruck hat sich nur, ich weiß selbst nicht, wie, hineingeschlichen“, sagt der Angeklagte; und wähnt, damit das größte Verleitungsmerkmal weggewischt zu haben.) Kistlers Missionen? Ist es nicht Wahnsinn, gegen einen so stark gepanzerten Zeugen anzurennen? Doch Philipp kennt seinen Jakob. Den kranken, schwerhörigen, scheuen Menschen, dem die Zeugenpflicht ein Martyrium ist, der immer noch der so lange angestaunten Macht des Herrn zu erliegen fürchtet und keine Silbe, keine Vorgangsbildung herausbringt, die nicht mit den Zangen der Inquisition aus seinem dunklen Hirn geholt ward. Den kann ein schlauer Dialektiker am Ende verwirren, in Wortfallen locken, als einen allzu schweigsamen, zu viel zurückhaltenden Zeugen verdächtig machen. Nicht dem Richter; dem kriminalpsychologisch unerfahrenen Laien vielleicht. Wirklich: noch am siebenzehnten Verhandlungstag fragt ein Geschworener, ob Ernst in München vor oder nach der ersten (im Wesentlichen unwahren) Aussage beeidet worden sei; fragt ein anderer, ob das Geständniß in zusammenhängender Rede oder in mühsam durch Fragen erzwungenen Satzbruchstücken ans Licht kam. Der münchener Richter und zwei münchener Schöffen sind gehört: und noch wissen zwei zum Wahrspruch berufene Männer nicht, was in der Harauf geschehen ist. Daß Ernst schon vormittags den ganz ungewöhnlichen intimen Verkehr, die Reisen, Besuche, materiellen Vortheile zugeben mußte und, als er dann auch den letzten Schlupfwinkel räumte, kaum noch Neues zu sagen hatte. Daß schon die Vormittagsausgabe an Eulenburgs Schuld keinen Zweifel mehr ließ. Der Schulfall eines Geständnisses war; der Fall des Diebes, der nach und nach zugeben muß, daß er in der Verbrechensstunde mit Blendlaterne, falschem Bart, Stemmeisen am Thator war und im Kreuzverhör schließlich gezwungen wird, als den Thäter sich zu bekennen.

So viel kann glatte Dialektik und kluge Beherrschung der jenzischen Mittel erreichen. Jeder Schwurgerichtssaal ähnelt einem Theater. Ankläger, Angeklagter, Vertheidiger spielen ein Stück, das der Präsident für den Tag

der Aufführung (Hauptverhandlung) vorbereitet hat; und mühen sich, es so zu spielen, die Effekte so anzubringen, daß ihr zwölfköpfiges Publikum zufrieden ist. Daß nur hat ja zu entscheiden. Zwar nicht die Reihenfolge der Bilder, Szenen, Akte anzuordnen noch die Beleuchtungstärke für jede Stunde zu bestimmen (alle Regierechte sind dem Vorsitzenden eingeräumt); aber auf die Schuldfragen mit Ja oder Nein zu antworten. Ohne Begründung; wie vor dem Schauerüst die größere Schaar. *Stat pro ratione voluntas*. Dieser blinde Wille hat geständige Mörder freigesprochen, weil ihr Motiv ihm gefiel, und Angeklagten, die unter der Schuldbeweislast fast schon zusammenbrachen, die Kerkerthür geöffnet, weil er sie durch Schmach, Haft, Vermögensseinbuße, Krankheit genug bestraft fand. Theater; wo man sich seinen Gefühlsregungen überläßt, wo Sympathie und Antipathie ohne Hemmung schalten und der ufermärkische Dilettant sogar Charaktere erträgt. Die empört Widersprechenden brauche ich nur zu fragen, ob nicht jeder Staatsanwalt und Vertheidiger weiß, daß er vor Geschworenen eine Rolle zu spielen, seine Darstellungsmittel und Wirkungswünsche dem Verstandesumfang, dem Gesellschaftempfinden, der Lebensgewohnheit und dem Staatsbürgerglauben der Zwölf anzupassen hat; ob sie nicht oft gehört haben, ein Prokurator oder Rechtsanwalt sei vor Geschworenen jedes Sieges beinahe gewiß, finde bei Strafkammern mit seinem Wetzern und Klennen aber kaum noch Gehör; ob unter vier Augen nicht mancher Kriminalist ihnen das Marktschreieregeheimniß verrathen habe, daß die Laienjustiz nur von der Unzulänglichkeit der Gerichtspraktiker lebt. (Deshalb ist auch fraglich, ob der Zustand viel besser würde, wenn, nach dem Vorschlag des wiener Professors Löffler, Richter und Geschworene nach den Schlussvorträgen gemeinsam über Schuld und Strafe beriethen und für die Verurtheilung außer den acht Jurystimmen noch zwei gelehrter Richter verlangt würden.) In einem zur Schaubühne gewandelten Gerichtssaal darf das tüchtigste Theatertalent auf lauten Erfolg rechnen; gilt ein auf den Brettern ergrauter Routier, der keine Applausmöglichkeit verpaßt, harmlosem Schauerfuss leicht als „hochbegabt und genial“. Der Fall Haase eintr; der Fall Eulenburg geht. Vielleicht hätte der eiskalte Klügling, dessen überschwingende Phantastik auf Handwerkskenner stets nur wie *violence à froid* (wir haben keinen so kurzen und doch den Kern treffenden Ausdruck) wirken kann, der aber vor Erfahreneren schon den Gefühlsmenschen, Künstler, schwärmenden Freund und siechen Amfortas mit Glück gemimt hat, im dichtesten Drang noch drei, vier Stimmen gefangen. Vielleicht. Noch war die Beweisaufnahme dem Abschluß fern. Die Aussage der Herren Gerich, Kistler, Pödeyn, Steinhauer, manches anderen Zeugen noch zu hören. Und just in den letzten Tagen der Angeklagte von Kan-

zowß kühler Klarheit enger eingekreist und aus den Phrasenbollwerken vertrieben worden. Wer weiß, wie die vierte Woche begonnen hätte? Doch wer am achtzehnten Tag noch nicht zu sicherem Urtheil gelangt war, fand es wohl nie.

Auf, den. Weg, der. von. vieler. politisch, rechtlich, und physikalisch, bedeutamen Sache Fremden die Fundamente des Urtheils erkennen lehrt, komme ich auch heute noch nicht bis ans Ende. Will nur die Proben nicht länger schuldig bleiben, die ich versprach. In Liebenberg wurde ein Häuflein vergilbter Homosexualität gefunden; auf dem Einpackpapier stand, von Philipps Hand geschrieben, der Name „Graf Edgar Wedel“. Ist der Graf, den die Enthüllung des in den Hsaranlagen und auf der Sendlingerthorwache Erlebten das Kammerherrnamt und die Dienstwohnung im berühmten Prinzessinnenpalais gekostet hat, der Besitzer so verdächtiger Waare? Vor dem Untersuchungsrichter bestreitet ers wüthend (und erzählt im Zorn, Eulenburg habe ihm aus China stammende Bilder, die päderastische Akte darstellen, gezeigt und verheißten). Der Angeklagte wird gefragt. „Ja, die Bücher gehören mir; da es aber leicht zu Mißdeutungen gekommen wäre, wenn man sie in meinem Nachlaß gefunden hätte (ich bin ja schon sehr lange krank und kann jeden Tag sterben), habe ich den Namen meines alten Freundes Edgar Wedel draufgeschrieben.“ „Halten Sie solchen Versuch, von sich den Verdacht auf einen Anderen abzulenken, der davon nichts ahnt, denn für anständig?“ „Ja.. Ich muß zugeben, daß es nicht schön von mir war; aber Wedel ist Junggefelle: Dem hätte es nicht so geschadet wie mir.“ Dem Fürsten zu Dohna-Schlobitten, der ihn einen verlogenen Kerl genannt hat, sagt er nach: „Dieser Fürst ist das Aergste an Reid und Mißgunst, was mir auf der Erde je vorgekommen ist, und außerdem in seinen Urtheilen ganz unzuverlässig.“ Als er den Diener Dandl ans Bein faßte, trieb ihn nicht etwa sinnliches Wohlgefallen, sondern der Wunsch, den schlecht riechenden Mann wegzuschieben; als er ihm später den Arm um die Schultern legte und Dandls schönen Wuchs rühmte, war der Geruch wohl verflogen. Auf der „Hohenzollern“ will er, bei der zotigen Annäherung anden Matrosen Trost, morgens um zehn Uhr bezecht gewesen sein. „Auf Befehl Seiner Majestät gab es schon morgens an Bord eine kräftige Mahlzeit mit starken Getränken; da mein Magen mir Mäßigung im Essen gebot, hielt ich mich manchmal an die Getränke.“ Oberhofmarschall Graf August Eulenburg beschwört, daß es morgens zwar, wie auf allen Schiffen, Fleisch und Fisch, an Getränken aber nur Thee und Kaffee gebe, und erklärt es (nachdem sein Vetter Etwas von Seekrankheit und Portwein gemurmelt hat) für „absolut ausgeschlossen“, daß ein vom Kaiser eingeladener Herr der engsten Tafelrunde um zehn Uhr früh nicht mehr nüchtern gewesen sein könne. Genüßt? Noch nicht Allen? Gut: Fortsetzung folgt.

Besessenheit.

Am dreißigsten Heft der „Zukunft“ habe ich als einen der Beweise dafür, daß das Neue Testament Irrthümer enthält, den Glauben der Evangelisten an Besessenheit angeführt und die vermeintlichen Besessenen für Epileptische erklärt. Ein höherer Offizier a. D. schreibt mir nun, daß die Besessenen des Neuen Testaments nicht Epileptische gewesen seien (ich besitze keine Spezialkenntnisse in der Medizin und verstehe mich nicht auf Korrektheit des Ausdrucks; die fragliche Neurokrankheit mag in eine andere Kategorie gehören als in die Epilepsie), sondern wirkliche Besessene und daß solche auch heute noch vorkommen; er habe eine von Blumhardt durch Gebet geheilte Besessene persönlich gekannt. (Der evangelische Pfarrer Johann Christoph Blumhardt in Boll in Württemberg, gestorben 1880, stand in dem Ruf, durch Gebet Kranke und Besessene heilen zu können.) Und er schickt mir zu weiterer Information das Buch: „Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete katodämonisch-magnetischer Erscheinungen von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessenheit und Zauber.“ Nun sind diese Geschichten in der That so, daß sie auch den stärksten Zweifler belehren können, wie denn mehrere der Berichterstatter bekennen, daß sie vor dieser Erfahrung in Beziehung auf die Dämonologie vollkommen ungläubig gewesen seien. Und wenn man die uns Heutigen ganz unbekanntem Gewächsmänner für unzuverlässig hält, so ist doch in zweien von den acht beschriebenen Fällen Kerner selbst, ohne Zweifel ein tüchtiger Arzt und rechtschaffener Mann, es gewesen, der die Kranken längere Zeit hindurch beobachtet und ihre „Dämonen“ geprüft hat, und die eine von ihnen hat auch der Gönner Friedrich List, der als Zerstörer des alten Rechts von Umland angegriffene liberale Minister von Wangenheim, besucht und mit ihrem Dämon eine lange Unterredung geführt. (Daß das W., mit dem ein Bericht unterzeichnet ist, Wangenheim bedeutet, schreibt mir der Offizier). Trotzdem bleibe ich bei meiner Ansicht.

Von den drei Hauptarten dämonischer Manifestationen sind zwei, die Geistererscheinungen und die Zauberei, als Einbildung und Betrug erwiesen. Die Geistererscheinungen sind Halluzinationen, die Zauberei ist ein aus Unkenntniß der natürlichen Ursachen von Krankheiten und anderen Uebeln entstandener Aberglaube (wenn heute eine Kuh keine Milch giebt, klagt die Bäuerin nicht ihre Nachbarin der Hexerei an, sondern schickt zum Thierarzt); in beiden Gruppen von angeblichen Vorkommnissen spielt auch der Betrug eine Rolle. Obwohl nun nicht alle Spuk- und Spiritistengeschichten in den Bereich des Schwindels oder Aberglaubens gehören und von den übrig bleibenden noch nicht alle erklärt sind, zweifelt doch kein Vernünftiger daran, daß auch diese auf natürliche Ursachen zurückgeführt werden müssen. Bei elektrischem Licht

und in Gegenwart der Polizei erscheinen keine Geister und wird höchstens noch von konfessionirten Taschenspielern gezaubert. Wenn sich nun im Licht der Wissenschaft die zwei wichtigsten und ehemals verbreitetsten Arten dämonischer Manifestationen in nichts aufgelöst haben, so wird diesem Schicksal auch die dritte, viel seltener vorkommende Art nicht entgehen.

Weiter Die zwei Peiniger des „Mädchens von Orloch“ sind die Seelen eines Mönchs und einer Nonne, die im fünfzehnten Jahrhundert gelebt haben sollen. Der Mönch hat Nonnen und andere Mädchen in Männerkleidern in sein Kloster geschmuggelt, mit ihnen gebuhlt, ihre Kinder und, wenn er sie satt hatte, sie selbst ermordet; die andere Seele ist die eines seiner Opfer. Diese Geschichte ist ein so handgreiflicher Abklatsch romantischer Klostergeschichten, daß man sie deutlich als Reproduktion von Erzählungen erkennt, welche die Kranke gehört haben mag; Romane hat sie allerdings nicht gelesen.

Drittens. Der Naturphilosoph Schenmayer, der eine sehr geistreiche Erklärung dämonischer Erscheinungen und Einwirkungen giebt, bekennet, daß er an Zauberei ursprünglich nicht geglaubt hat, aber zum Glauben daran durch Prozesse bekehrt worden ist, in denen Bekenntnisse von Hexen mitgetheilt werden, die nicht auf der Folter erpreßt wurden. Wir sehen also, wie ein gelehrter und geistvoller Mann dadurch, daß er überhaupt an dämonische Einwirkungen glaubt, auch in den alten Hexenaberglauben zurückgeworfen wird, der zwei Jahrhunderte lang so entseßliches Unheil in Europa angerichtet hat. Demnach ist jede Konfession an den Dämonenaberglauben gefährlich, während der allgemeine Unglaube in Beziehung auf ihn, wie unsere Zeit beweist, nicht das Geringste schadet; es ist gar kein Schade denkbar, der daraus entstehen könnte. Darum ist es eine Forderung der praktischen Vernunft, diesem Aberglauben oder Glauben auch nicht das kleinste Zugeständniß zu machen.

Viertens. Wenn der Glaube an Beseßtheit auf die Autorität der Heiligen Schrift gestützt wird, so kann für die Beglaubigung dieser Autorität die protestantische Theologie bei deren bekannter heutiger Verfassung nicht mehr in Betracht kommen. Heute giebt es nur noch eine von ein paar hundert Millionen anerkannte kirchliche Autorität: die der römischen Kirche. Jeder giebt heute dem Augustinus Recht, der sagte: Ego vero evangelio non crederem, nisi autoritas ecclesiae catholicae me moveret. Wer diese Autorität nicht anerkennt, gesteht dem Neuen Testament nur so weit Autorität zu, wie es mit seiner eigenen subjektiven Vernunft übereinstimmt. Nun sind Ketters Dämonen Seelen verstorbener Menschen, von denen einige durch Bekenntniß und Reue noch Erlösung von der Pein und die Seligkeit erlangen, andere verstoßt bleiben. Die katholische Kirche lehrt dagegen, daß das jenseitige Schicksal des Menschen beim Tode entschieden wird. Stirbt er im Gnadenzustand, so kommt er in den Reinigungsort oder in den Himmel,

stirbt er im Zustand der Ungnade, so ist er verdammt und es giebt für ihn weder Buße noch Erlösung mehr. Davon, daß Seelen Verstorbener die Leiber lebender Menschen als Wohnung erwählen dürfen, weiß die Kirche überhaupt nichts. Diese also, die einzige Autorität, die uns, wenn wir autoritätgläubig wären, die Besessenheit verbürgen könnte, muß Kerners Geschichten verwerfen.

Der Offizier übersendet mir auch einen Bericht über die stuttgarter Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am einundzwanzigsten September 1906. Da hat Dr. Bälz über Fälle von Besessenheit berichtet, die er in Ostasien zu beobachten Gelegenheit hatte. Während es bei uns Teufel oder Seelen Verstorbener sind, die im Leibe der Kranken ihre Wohnung aufschlagen, deren Gesichtszüge verzerren und Dinge erzählen oder „offenbaren“, von denen der Besessene in seinem gewöhnlichen Zustand nichts weiß, bewirkt alles Dieses in Ostasien ein Fuchs. Die bei uns an Besessenheit glauben, sehen eine Bestätigung ihres Glaubens darin, daß der Exorzist den Dämon durch Gebet und die Anrufung des Namens Jesu zu bannen vermöge; aber, sagt Bälz, die Schamanen, Taoisten und Buddhapriester erzielen mit ihren Exorzismen ganz den selben Erfolg. Woraus zu schließen ist, daß die Besessenheit nicht von einem Dämon und die Heilung nicht von der Anrufung heiliger Namen bewirkt wird, sondern daß, wie Bälz zeigt, beide Erscheinungen die Wirkungen psychophysischer Prozesse sind, die vielleicht der Kategorie der Autosuggestionen beigezählt werden dürfen.

Was die hieher gehörigen Geschichten des Neuen Testaments betrifft, so glaube ich, daß Jesus mit seinen Teufelaustreibungen dem ganzen heidnischen Dämonensput ein Ende machen wollte. Daß seine Absicht in diesem Stück wie in anderen Stücken erst heute verwirklicht wird, nachdem sie Jahrhunderte lang von den zur Verwirklichung Berufenen in ihr Gegentheil verkehrt worden war: gerade darin sehe ich einen Beweis für die Göttlichkeit seiner Sendung.

Reiffe.

Karl Jentsch.



Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugestehet, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philosoph nicht des Ansehens der Religion, um gewisse Lehren zu beweisen, wie, zum Beispiel, die einer ewigen Fortdauer. Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß und er darf auf religiöse Zusagen bauen; wenn aber der Philosoph den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele aus einer Legende hernehmen will, so ist Das sehr schwach und will nicht viel heißen. Die Ueberzeugung von unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. (Goethe.)



Vergessene Augen.

Prag, im Mai 190*.

Mein ferner Liebster!

Es ist nicht leicht, einen solchen Brief, wie ich ihn heute schreiben muß, zu beginnen. Du weißt, wie sehr ich Anlehnungen oder Plagiate scheue. Und für diese eine Art giebt es schon eine bestimmte Vorlage: „Wenn Du diese Zeilen liest“; oder: „Es sind die letzten Worte“; oder so ähnlich. Eigentlich wäre Schweigen am Besten; doch ich habe gar zu lange geschwiegen und die unterdrückten Worte drängen sich gewaltig in die Spitze meiner Feder. Ich muß Dir Manches erzählen, bevor ich für immer verstummen will.

Hörst Du? Ich will! Das klingt so stolz, so bewußt. Seit Monaten (Was sage ich? Seit Jahren!) hatte ich keinen anderen Willen als den Deinen. Ich sprach mit Deinen Worten, dachte mit Deinen Gedanken, ja, ich schrieb sogar mit Deiner Schrift. Und jetzt, mit einem Mal, fühle ich mich selbst, fühle meine eigene Kraft, meinen eigenen Willen, mein eigenes „Ich“. Es ist so sonderbar . . .

Als mir nach langer, langer Zeit das Bewußtsein meiner eigenen Psyche wiederkehrte, schrieb ich es dem Einfluß der alten Stadt zu, die so magisch und belebend auf mich einwirkte. Jetzt weiß ich den wahren Grund. Doch davon erst später.

Seit drei Monaten besinde ich mich im Sanatorium des berühmten Psychiaters Professor L. Als meine Familie erkannte, daß meine Liebe zu Dir durch gar kein anderes Mittel zu bezwingen ist, daß keine Kraft der Erde mich von der Leidenschaft zu dem verheirateten Mann zu befreien vermag, schickte sie mich zu Besuch nach Prag. Ich erwachte in einer Zelle der Privatirrenanstalt (wir sagen so kühl: „Maison de santé!“)

Seit drei Monaten! Es ist eine Ewigkeit; ein ganzes Menschenleben. Man bewachte mich sorgsam. Es war ganz ausgeschlossen, einen Brief zu schreiben, weder an Dich noch an die Meinen. Schwester Maria wich nicht einen Augenblick aus meiner Nähe. Du wirst nun verstehen, was mein Schweigen verschuldete. Vielleicht wirst Du dann auch begreifen, wie unsäglich ich am Anfang dieser Frist gelitten habe. Doch nicht davon will ich Dir in diesem letzten Brief erzählen. Es lag etwas unsagbar Schwebendes, Unheimliches in unserer Liebe, das die Jahre durchwuchs, endlich auch zu einem wahren Mysterium der geheimsten Sakramente wurde, etwas Unbeschreibliches. Warum versuche ich so verzweifelt, jeden dieser Augenblicke nach und scharf gezeichnet vor mein geistiges Auge zu stellen? Zum letzten Mal noch will ich es durchstreifen, dies Land meiner einstigen Wünsche, und dann . . .

Ja, das „Mysterium der geheimsten Sakramente“. Ich glaube, daß ich den richtigen Namen fand, ich, die in der Zeit unserer Liebe „nicht schlecht die Feder führte“, wie Du mir einst selbst gesagt; aber lange wollte mir diese Bezeichnung nicht einfallen. Nun halte ich sie und werde versuchen, sie mit mir zu führen, so lange man überhaupt Etwas mit sich führen kann.

Kennst Du den Namen des Professors L.? Er ist in Oesterreich sehr berühmt; früher, hinter unserer Grenze, hörte ich ihn nie. Er behandelt durch Suggestion und durch Hypnose.

Wenn Du nun bis hieher gelesen hast, wirst Du Dir die Ursache meines langen Briefes leicht erklären, Du, der Alles kennt, Alles weiß und Alles vermag.

Als man mich vor den Mann brachte, der mich so sonderbar „geheilt“ hat, geberdete ich mich fast wie eine Rasende; ich schrie und tobte, ich drohte, denn ich begriff nur das Eine: Meine Verwandten wollten mich hier lebendig begraben! Der alte Herr nahm meine Hände und blickte mich fest an. „Ruhig, ruhig, mein Kind. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie nicht länger als drei Monate bei mir bleiben sollen.“ „Ihr heiligstes Ehrenwort?“ fragte ich aufgeregt. „Mein heiligstes Ehrenwort“, sprach er.

Ich war jeden Tag bei ihm; jeden Tag ließ er mich schlafen. Mehr weiß ich nicht. Und morgen soll ich sein Sanatorium verlassen und nach Haus fahren. Ich bin geheilt, sagt er.

Gescheit! Gewiß: ich bins. Was mit mir geschah, weiß ich nicht mehr; nur das Eine steht fest: ich werde Dich nicht wiedersehen.

Du haunst, Liebster? Du denkst an meine einstigen Worte, meine einstigen Schwärme, jauch, Du, rufstank, Dich, weinere. Was, ichgen, Loko, die, mit, dieje, Kolt, kaum ihregleichen hatte. Und Du begriffst diese Zeilen nicht. Du sagst am Ende: „War sie denn wirklich wahnsinnig? Liebte ich denn eine Zire?“ Nein, so darfst Du von mir nicht denken! Diese Zeilen schreibt ein vollkommen klares, kaltes Wesen; aber es hat mit dem Weib, das Du einst in den Armen hieltest, nichts mehr zu thun. Mir ist in den drei Monaten Vieles allzu klar geworden, so klar, daß es die Augen, die stets nur in großer Finsterniß lebten, nicht mehr ertragen können. Vielleicht wird Dir Professor L., mein „Retter“, noch manches erlösende Wort sagen können; er ist ein großer Arzt und ein tüchtiger Gelehrter; er behandelt die Seelen vortrefflich. Nur meine ertrug dies Verfahren nicht.

Denn diese große Finsterniß, dieses unsagbar tiefe, mysteriöse Lieben, dieser wahre schwarze Gottesdienst waren mein Leben, mein inneres und äußeres Dasein. Alles, was von Dir kam, war mir nothwendig; es war wie die Luft, die ich athmete, wie das Blut, das in meinen Adern pulsrte. Ich entsinne mich jedes Augenblickes, den ich mit Dir, in Dir gelebt, ich zähle die Worte trunkener Liebe; es sind so viele, tausende, abertausende . . . Ich sehe uns Beide so deutlich vor mir, mein Bild ist fast wie ein scharfes Vergrößerungsglas, ein feines Seziermesser . . .

Entsinnst Du Dich der ersten Augenblicke unserer keimenden Liebe? Erinnerst Du Dich des seltsamen Tristan-Abends? Warum frage ich nur? Ich weiß: Du Erinnerst Dich gewiß. Die Stelle der Folde: „Er sah mir in die Augen“.

Damals wurde mein Schicksal besiegelt, das heiße Geschick, das mich Jahre lang an Dich fesselte.

Er sah mir in die Augen!

Dieser Blick! Er ist das Einzige, was ich mir nicht mehr ins Gedächtniß zurückrufen kann, das Einzige, das ganz und gar in mir erloschen ist. Wie ich mich auch mühe: ich entsinne mich seiner nicht mehr. Und ein Bild von Dir besitze ich nicht.

Als ich gestern mit Schwester Maria ausging, kaufte ich mir einige Bücher; ich sagte: Fül die Reise. Um meine Lecture hat sich die Schwester sonst nie kümmern, auch gestern nicht; ich suchte also Bücher heraus, die frei waren, sehr frei sogar. In dem einen fand ich die folgenden Zeilen: „Und fast sind sie nicht min-

der schön, die Augenblicke, wo der glühendste Kuß noch zu kalt, die mildeste Umarmung noch nicht mild genug ist, wo man verzweifelt fragt: Was nun noch, womit Dir nun noch zeigen, wie sehr ich Dich liebe? Und keine Stelle an Deinem Körper ist, die meine Lippen nicht sehnd gesucht haben. Und doch: Alles nicht genug! In diesen gehensfreudigen, liebevollsten Augenblicken ist vielleicht die erste Berührung geboren worden, diese höchste Sinnenliebe, die nichts Niedriges kennt, weil ihr Alles an der geliebten Person heilig, Alles schön und natürlich ist.“ Als ich diese Stelle gelesen hatte, klappte ich das Buch zu und meine Thränen rannen lange, lange, unaufhörlich. Ich gedachte der letzten Nacht unserer Liebe, der letzten . . . Weißt Du sie noch? Wie die rothe Ampel so geheimnißvoll brannte und ich endlich vor Müdigkeit in Deinen Armen eingeschlafen war? Als ich plötzlich erwachte und empor sah, mit einem leisen Schreck, begegneten meine Augen Deinem Blick. Und Du küßtest mich wie toll, bis mein Bewußtsein in heißem Entzücken schwand.

O, dieser Blick! Er ist verschwunden, man hat ihn mir geraubt, man hat mich um dies letzte Gut betrogen, um dies Kleinod, das ich selten und nur auf Stunden besaß. Ich werde ihn nicht hinüber, ins Land der Träume, nehmen können. Das allein bedauere ich tief, tief . . . Alles Andere ist ja längst dahin, längst verloren.

Es ist tiefe Nacht, die Kerze brennt unruhig flackernd, ihr Schein tanzt auf meinem Papier und zittert in tiefen, rastlosen Schatten; aber meine Hand, die diese Zeilen schreibt, ist fest und ruhig. Warum soll ich aufgeregt sein? Ich bin ja — gesund! Professor L. ist ein tüchtiger Mann. Seine hypnotische Macht, sein seelisches Verfahren sind von großem Werth. So darf ich Dir sagen, daß ich von meiner Liebe und meiner „unseligen Leidenschaft“ zu Dir (so sagte meine Familie) geheilt bin. Und ich gehe noch weiter: ich sage Dir, daß ich es für immer bin.

Ich habe Deinen Blick vergessen; und in diesem Blick lag die tiefe Einwirkung Deiner Macht auf mich; mein ganzes Lieben lag darin. Ich kann Dir nicht mehr angehören, denn ich liebe Dich nicht mehr. Man hat meine Seele in Fesseln gelegt, eine fremde Kraft hat sich Deiner Kraft gegenüber gestellt. Sie war stärker, denn meine Sehnsucht nach Dir ist erloschen. Ich kann Dich nicht wiedersehen! Die Kraft, die in mir ist, sagt mir, daß ich es nicht darf, sagt mir, daß ich Dich nicht mehr lieben kann. Ich werde ihr folgen.

Aber Eins gebietet sie mir nicht: das Leben ohne Dich, ohne die Liebe zu Dir, ohne die Freude meiner grenzenlosen Hingabe weiterzuleben. Ich kanns nicht. Ich liebe Dich nicht mehr; und damit erlischt mein Leben für immer.

Heute durfte ich zum ersten Mal allein in die Stadt gehen. Ich brachte verschiedene Kleinigkeiten mit; eine davon verstaute ich unter mein Kopfkissen; sie soll mir den letzten Dienst erweisen.

Im Geist sehe ich Deine freie Stirn, die ich zum letzten Mal leise küsse. Wenn ich nur ein einziges Mal Deine Augen vor mir sehe! Deine Augen!

Lebewohl, mein einst so heiß Geliebter, — Lebewohl! Lucie.

Emmy Destinn.



Bismarck-Erinnerungen.

Unter dem Heumond wird wieder einmal viel über Bismarck geschrieben. Weil seit dem Tag seines Todes zehn Jahre verstrichen sind, wird gethan, als ob er uns noch lebe. Der Versuch täuscht wohl keinen Wachen. Dem Leben der Nation ist der Mann fern; als nah wird sie ihn, als Mitlebenden erst empfinden, wenn die Gefahr sie dichter umdrängt und den Phrasenspuß wegscheucht, der so lange schon den Blick trübt und das Ohr täubt. Als Bismarck ins Sachsenwaldhaus geschickt war, hieß es: Gut, daß er ging; nun ist drinnen für soziale Reformen, draußen für moralische Eroberungen freie Bahn; nun kann Germania mit gepanzerter Faust auf dem Erdball den Raum für sich gewinnen, den sie zu behaglicher Einrichtung braucht; kann das Volk, aus der Enge europäischen Hinkümmerns und von der Last versteinender Autorität befreit, endlich sich selbst regiren lernen. Als Bismarck gestorben war, gab es abermals Weise, die sprachen: Gut, daß er ging; ein großer Mann, ein sehr großer, doch seine Greisenwarnung hat uns immer wieder gehindert, nach neuen Küsten die Fahrt zu wagen. Und heute? Sind wir freier geworden, reicher, beliebter?... Doch nicht von inzwischen Verlorenem soll in dieser Stunde gesprochen werden, nicht von vergebens Erstrebtem: von Dem, den wir hatten und in Nöthen stets haben werden. Das Heft, das nach Bismarcks Tod erschien, ist vergriffen; weil ich von Freunden der „Zukunft“ drum gebeten wurde, will ich aus dem Inhalt heute Einiges wiederholen.

Seit neun Monaten war es gewiß, wars bei jeder Frage nach dem geliebten Fürsten im bangen Blick des Arztes zu lesen, dessen sorgendes Auge an einem dunklen Oktobermorgen die erste Spur des neuen Leidens erkannt und nicht eine Sekunde sich scheu der schrecklichen Gewißheit verschlossen hatte, die Lage Ottos Bismarck seien gezählt. Im Fuß der Rieseneiche, deren unverwelklich grüne Greisenkrone kein Sturm zu brechen vermochte, nagte und bohrte geschäftig der leise Wurm; und die Liebe mußte der langegenährten Hoffnung entzagen, den Kragenden werde eines Tages ein Streich aus der Hüfte der Lebenskraft reißen, ein dem Bliß jäh folgender Donnerschlag mit gewaltigem Wurf enturzelt zu Boden schmettern. So hatten wir uns erhofft, hatten wir ihm gewünscht; und der Gedanke an ein langsames Absterben, ein leidvolles Verwittern so starker Herrlichkeit war fast furchtbarer noch als die Gewißheit des nahen Scheidens. Auch in diesen Gedanken mußten wir uns nun schicken: Wochen konnten, Monate vielleicht vergehen, bis die stille Lücke des unüberwindlichen

Ragers an der Reckengestalt ihr Zerstörungswerk vollbracht, den letzten Lebenssaft ihr vergiftet hatte. Noch stand der Stamm aufrecht in alter Pracht, der so oft Gewittern getroht, in Stürmen so oft, im Innersten unbewegt, saht nur die hohen Wipfel geschüttelt hatte, und staunend sah der Betrachter das stolze, junge Prometheuslächeln, das kein Blitz und kein Donner je verschrecken konnte. Nur Wenige wußten, daß es zu Ende ging, und des treuen Arztes Freundes-sorge war bemüht, dem Leidenden und den ihm Nächsten so lange wie möglich das Schreckbild der Wahrheit zu verhüllen und ein Sterben bei offenen Thüren zu hindern, — das Sterben vor den Augen einer lauernnden, nach Sensationen langenden Menge, die jede Phase des Todeskampfes neugierig verfolgt, jedes Sinken der Kraft emsig notirt hätte. Mancher helle Tag brach noch an und erfüllte die Wissenden selbst wieder mit neuer Hoffnung. Wer den großartigen Ausbrüchen der politischen Leidenschaft des in den Rollstuhl Gebannten lauschte, wer auch von fern nur vernahm, mit welchem Eifer der Leidende den Tagesvorgängen folgte, wie glänzend abends namentlich noch seine Rede war, wie unangetastet die prachtoolle Plastik seiner Darstellung, wie die Sicherheit des Diplomatenblickes und die unbeirrbar Erkenntniß des in jeder Stunde Nothwendigen ihm geblieben war, Der konnte, konnte nicht glauben, so schnell schon werde für immer die schwarze Nacht hereinbrechen. Wenn dieses Auge im alten Feuer aufflamnte, diese feine, in der Gedankenfülle stockende Stimme von den Entwicklungsmöglichkeiten der deutschen Geschichte, von den bis zum Unheiljahr 1890 ungeahnten Erfolgen der russischen Politik und von den weiter vielleicht, als die Kurzsichtigkeit sich jetzt träumt, reichenden Wirkungen des häßlichen lippischen Handels sprach, das Kleinste in historische Zusammenhänge einreichte und die winzigste Alltagserscheinung mit dem schlanken Finger in die richtige Perspektive rückte, dann wich die Vorstellung, hier rede ein nahem Tode Geweihter. Man glaubt so leicht, was man gern glauben möchte. Und wer sollte sich vermessen, zu sagen, wann diese über der Menschheit Grenzen hinausgeredete Natur völlig erschöpft, ihre letzte Kraftquelle versiebert sein würde? Der Gott, der im märkischen Sande den Genius weckte, konnte auch an dem Greis noch ein Wunder wirken. Doch immer wieder brachte ein leise nur andeutendes Wort des Arztes die aufglimmende Hoffnung zum Verlöschen. Die letzte Leidenswoche kam, die Verfallszeichen mehrten sich und die bebend der Dual Zuschauenden fürchteten, hofften, die nächste Stunde müsse Erlösung bringen. Wie das erwartete Wunder wurde es begrüßt, als der schon verloren Geglaubte am Abend des achtundzwanzigsten Julitages plötzlich auf dem gewohnten Platz am Familientisch saß, mit dem Behagen des Gefundenen zum

ersten Male wieder seinen Lieblingchampagner, den mit der weißen Kapsel, trank, leichte Speisen aß, fünf Pfeifen rauchte und, nachdem er Stunden lang in alter Anmuth geplaudert hatte, auf Schweningers Mahnung, nun wieder ins Bett zu gehen, die heitere Antwort fand: „Schon? Das ist aber grausam!“ In den Mienen seiner Kinder las er das Glück froher Hoffnung, die sich ihm selbst um so sicherer mittheilen mußte, als der Arzt, der ihn in keiner kritischen Stunde je verließ, jetzt, um den durch seine kluge Kunst erreichten psychischen Eindruck zu vertiefen, für anderthalb Tage von Friedrichsruh schied. Der Erfolg dieses Abends war der letzte Lohn eines fast zwei Jahrzehnte währenden, zu jedem Opfer bereiten Mühens, das kein Dank, keine amtliche Ehrung bezahlen kann, das nur hingebende Liebe zu leisten vermag. . . Ich sah Schweninger, wie er am dreißigsten Julinachmittags totenbläß dem Eisenbahnwagen entstieg, die Depeschen in der Hand, die ihn an das Lager seines Fürsten riefen. Er war neun Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen und hatte in der Erschöpfung den Frühzug versäumt. Ohne des strömenden Regens zu achten, jagten wir auf den Bahnhof, — umsonst: auch mit einem Extrazug war das Ziel seines Sehns nicht um eine Sekunde früher zu erreichen. Wir saßen im leeren Wartesaal und sprachen von ihm. Vielleicht hatte die nervöse Sorge der Angehörigen die Gefahr übertrieben, vielleicht war es wieder nur ein Anfall der Krankenbettchwäche, war Rettung noch einmal möglich. Im Auge des Anderen las der Sprecher, daß er kein Wort davon glaube. Die Minuten schlichen dahin, als wollte der müde Chronos gerade jetzt, gerade hier säumig werden. Endlich war es so weit. Ein Händedruck, — und Beide wußten: es ist aus. . . Und dennoch, trotz aller Vorbereitung in Wochen und Monaten: als nachts dann die Trauerkunde kam, der Beckruf schrill durch das Sturmgebräuß klang, da war es wie ein unerwartet aus heiterer Höhe niederfahrender Streich, da schien es undenkbar und war doch wehe Gewißheit: der Großes groß empfindenden Menschheit war der Fürst für immer geraubt.

„Trost giebt es nicht,“ hatte Schweninger geschrieben. Aber die letzten Nachtstunden mußten überstanden werden. So griff ich nach dem größten Beruhiger und schrieb auf das Kalenderblatt des entwichenen Tages aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke die Strophe:

Da hö' ich schreckhaft mittenüch' ges Kluten,
 Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
 Züs möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
 An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
 Den Liebenswürb'gen soll der Tod erbeuten?
 Ach! Wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!

Ach! Was zerstört ein solcher Miß den Seinen!
 Nun weint die Welt. Und sollten wir nicht weinen?

Und, in Erinnerung an den Freund, dessen Arm den Leidenden so lange gehalten hatte, in dessen Arm er nun verschieden war:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
 Den Kreis des Sollens, des Sollbringens maß,
 Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
 Das dunkle Buch mit heiterem Blicke las;
 Doch wie er, athemlos, in unsrer Mitte
 In Leiden bangte, kümmerlich genas,
 Das haben wir in traurig schönen Jahren,
 Denn er war unser, leidend miterfahren.

Und endlich die letzte, tröstende:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
 Schon zehn sinds jaht! — von uns sich weggekehrt!
 Wir haben Alle segensreich erfahren,
 Die Welt verdant' ihm, was er sie gelehrt;
 Schon längst verbreitet sichs in ganze Schaaren,
 Das Eigenste, was ihm allein gehört.
 Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
 Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

*

Der Arzt, der nur die letzten Minuten des Geliebten noch erleichtern konnte, war im ersten Schmerz ungerecht: es giebt einen Trost. Der Fürst — es gab für uns stets nur den einen — hat viel gelitten, aber er hat einen guten Tod gehabt, den Tod, den er selbst sich wünschte. Wenn das Licht dieser Seele, wie über einem nicht mehr getränktem Docht ein müdes Flämmchen, sacht erloschen wäre, dieses gewaltsame Herz von Woche zu Woche kraftloser gepocht und dem entsetzten Blick sich das Bild eines geistig verfallenden Bismarck geboten hätte! . . Das hatten die Freunde gefürchtet; und dieses Furchtbarste blieb ihnen, blieb ihm durch die Gnade des Schicksals erspart. Er hatte seit Jahren davon gesprochen. Ihm lag nichts mehr am Leben, er fühlte sich in der erzwungenen Unthätigkeit überflüssig, einen Gefangenen, wehrte jeden Widerspruch ab und pflegte schon vor Jahren zu sagen, nur die Rücksicht auf seine Frau, der er nicht wegsterben möchte, fessele ihn noch an das Dasein, das ihm keine freundliche Gewohnheit mehr war. Als im Herbst 1894 auch die äußerlich stille, im Innersten aber leidenschaftliche, nur mit ihm und für ihn empfindende Hausfrau von seiner Seite gerissen war, kamen die trüben Stimmungen, die Sehnsuchtsseufzer nach dem Tode häufiger; er murmelte, leise manchmal und manchmal auch laut, gegen die ärztliche Mahnung, die ihn

erhalten wollte, und meinte, er habe „hier unten ja nichts mehr zu suchen und zu finden“. „Ich bin alt und verbraucht: Das ist meine Krankheit; und dagegen giebt's nur ein Mittel, das ich mir täglich wünsche.“ Jedes Verjagen der Gedächtniskraft, das selbst an dem Jüngsten nicht auffällig gewesen wäre, stimmte ihn zu solchen Sentenzen; und immer lehrte die Angst wieder, elendiglich zum „Zammermann“ zu vergreifen. Wenn beim Aufstehen aus dem Lehnstuhl einmal die Beine „nicht wollten“ oder die quälenden Gesichtschmerzen ihn zwangen, eine seidene oder wollene Mütze über den mächtigen Schädel zu ziehen, bis über die weißen, buschigen Brauen, hart an die mädchenhaft zarte Haut der feinen, wachsblassen Ohren, dann sagte er lächelnd: „Ja, — auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß.“ Und die Hörer konnten noch so lebhaft protestiren, konnten, aus ehrlicher Ueberzeugung, versichern, in seinem Wesen sei keine Greisenspur sichtbar: es half nicht. Er litt am Leben, litt unsäglich unter dem Bewußtsein, daß seinem rastlos arbeitenden Geist die Körperkräfte entglitten, seinem stürmischen Temperament die Ausdrucksmittel zu welken begannen. Wie hätte er, der sich so genau beobachtete und kontrolirte, erst gelitten, wenn er geistig hilflos geworden und verdammt gewesen wäre, das Absterben der Sinne immer deutlicher zu spüren! Ist es nicht ein Trost, daß er bis in die letzten Lebensstunden gut sah und hörte, die ganze Macht seiner unvergleichlichen Intuition sich bewahrte und in ungetrübter Klarheit des Geistes den oft gerufenen Erlöser heranschleichen fühlte? . . . Und ein zweiter Trost ist's, daß er scheidend nur die Treuesten um sich sah, nur gute Gesichter, nur echte Thränen. Keine Heuchlerzähne, kein Klageruf eines schlechten Gewissens, keine Komödiantengrimasse hat, so lange er athmete, das Sterbezimmer des Mannes entweicht, dem nichts so widrig war wie die Lünche der Heuchelei, der aus seinem Hörbereich nichts so entschieden verbannte wie das leere Pathos lärmender Prologe und Nekrologe. Der Lebende konnte sich solchen „Huldigungen“ nicht immer entziehen; dem Sterbenden wurden sie fern gehalten und Die gerade, die am Besten um ihn trauerten, athmeten erleichtert auf, da, ohne Feiertragikomödie, der Sarg geschlossen und verlöthet war. Nun mochte das Unvermeidliche Ereigniß werden, mochten Alle, die ihn gekränkt, geschmäht und im Lebensnerv verwundet hatten, ihre Trauerchoräle und Patriotenhymnen anstimmen: er sah sie, sie sahen ihn nicht mehr. Einfach lag der stets Einfache in den letzten Kissen; und einfach würde, so dursteten die Freunde hoffen, die Feier sein, wenn der Leib in den geliebten Boden des Sachsenwaldes versenkt wird.

Es war im Jahr 1894, nach dem Januartage, der Bismarck im ber-

liner Schloß gesehen und, wie Gläubige lange behaupteten, den Abschluß einer „Versöhnung“ gebracht hatte. Der Fürst durfte damals selbst bei kühlem Wetter noch im Freien Gespräche führen und lud Gäste, deren Art ihm nicht unbehaglich war, gern in den Wagen, in dem Paßke, der sichere, in Wald und Feld heimische Kutscher, ihn vor der Hauptmahlzeit täglich ein paar Stunden herumfuhr. Allerlei Geschichtsträgerereien, allerlei Versuche, die Beziehungen des wieder Begnadeten zu Hof und Regierung zu entstellen, hatten ihn erst verstimmt und später zu ironischer Heiterkeit erregt. Auf dem Heimwege wurde er still und ließ dicht vor dem Herrenhaus halten. Er wies mit der Krücke des Stockes auf einen Hügel gegenüber dem Hause, das man thöricht ein Schloß genannt hat, und sagte: „Da, denke ich, werde ich mich einmal mit meiner Frau begraben lassen. Ich hatte auch an Schönhausen gedacht; aber hier ist wohl paßlicher, denn in Schönhausen bin ich doch eigentlich schon lange ein Fremder.“ Der Gast hatte zu schweigen. Abends, als die altfränkische Oelampe freundlich brannte und die kränkelnde Fürstin auf ihrem Sofa, neben Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers, eingenickt war, schlug der Sinnende wieder das Thema an, verarbeitete es nach seiner Weise und schien sich in humoristischer Ausmalung des feierlichen Lärmes, der nach seinem Tode losbrechen würde, nicht genug thun zu können. Frau Johanna schrak auf und rief ganz ärgerlich: „Aber, Ottochen, wie kannst Du nur so traurige Sachen reden!“ „Liebes Kind“, war die Antwort, „gestorben muß einmal sein, trotz Schweninger, und ich will wenigstens rechtzeitig dafür sorgen, daß mit meinem Leichnam kein Unfug getrieben wird. Ich möchte nicht, wie die Berliner sagen, eine schöne Leiche sein; und eine von der bekannten Aufrichtigkeit, die heimlich, Uff! macht, inszenirte Trauerkomoedie, so zwischen Vogelwiese und Prozession, wäre so ziemlich das Einzige, was mich noch schrecken könnte.“ Die Freunde des Hauses wissen, wie oft der Große dann später noch diesen Gedanken ausgesprochen und mit der ihm allein eigenen graziösen Laune beleuchtet hat, und sie sind dem ältesten Sohn dafür immer zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet geblieben, daß er von dem Willen des Vaters nicht um Haaresbreite gewichen ist.

*

Vier Wochen nach Napoleons Rückkehr von Elba wird in Schönhausen an der Elbe dem Rittmeister a. D. Ferdinand von Bismarck von seiner klugen und schönen Frau, der schlicht bürgerlich geborenen Wilhelmine Luise Mendken, ein gesunder Knabe geschenkt. Der kleine Otto lernt, was ein Zunkerlein damals eben zu lernen pflegte; und da eine frühe Neigung ihn bald zur Geographie treibt, entsteht auch frühzeitig das erste Erstaunen in dem Kinderge-

hien: neununddreißig verschiedene Landesgrenzen zeigt ihm die Karte von Deutschland, die er mit hitzigem Knabeneifer immer wieder studirt. Die bunten Farben verwischen sich, als der Siebenzehnjährige vom berliner Grauen Kloster nach Göttingen kommt, aus der Beschränktheit des Pennälerthumes in die schrankenlose Freiheit der Universitas literarum, vom engen Gymnasialzwang altberlinischen Stils in die helle und lustige Welt blanker Schläger und bunter Mützen. Junker Otto wird ein fideles Bursche, raucht, rauft, zecht und randalirt und vergißt darüber doch das Arbeiten nicht völlig; die Historie lockt ihn jezt, deren Wunderland ihm der alte Heeren erschließt, und bei Hugo und später in Berlin bei Savigny lernt er, wie das Recht in die Welt kam und wie es im Wechsel der Zeiten sich wandeln mußte. Weil er niemals nur ein Corpsbursche war, kann er nachher auch nicht, als er in den Verwaltungsdienst tritt, ins leichte Philistertum versinken. Er arbeitet in Berlin, Aachen, Potsdam, aber er fühlt in der dumpfen Luft der Schreibstube sich nicht lange heimisch, er merkt rasch, daß zum Bureaukraten, der die Persönlichkeit abthun und, selbst eine Nummer, schematisch die Aktennummern erledigen muß, nicht das Zeug in ihm steckt, und kehrt zu den väterlichen Gefilden zurück. Die Epoche beginnt, die er mit leisem Spott einst die Zeit seiner agrarischen Unwissenheit genannt und die doch vielleicht seiner im goethischen Sinne natürlichen Weltanschauung die feste Grundmauer errichtet hat; in der pommerischen Monotonie fand der tolle Junker vom Kniephof das innige Verhältnis zu einer weislich waltenden Vorsehung und das sichere Gefühl für die Bedürfnisse des in den einfachsten Lebensbedingungen sich regenden Menschen. Ein guter Birth, ein getreuer Haushalter und bei aller wilden Vergnüglichkeit doch eine ernste und Ernstes inbrünstig suchende Natur: so steht er, namentlich in den Briefen an die Schwester Malwine, vor unserem Blick. Diese Natur blieb still und stumm, so lange sie im selbstgeschaffenen Pflichtenkreis frei sich ausleben durfte; sie mußte in dem Augenblick vulkanisch losbrechen, wo eine fremde und feindliche Weltanschauung sich in ihr Gesichtsfeld drängte. Ohne das Erstarken des liberalen Ideals wäre Bismarck vielleicht nur einer von vielen Vertretern des Alten und Befestigten Grundbesitzes im preussischen Herrenhause geworden, obwohl er, wie Sybel ganz richtig bemerkt hat, der geborene Staatsmann und Politiker ist; er bedurfte immer der Reibung, des Anstoßes von außen, um sich „tanti“ zu fühlen, um ganz er selbst sein zu können, mit den flackernden Funken einer genialen Persönlichkeit. Erst der revolutionäre Sturm stöberte den Landjunker aus seiner Verschollenheit auf, erst das instinktive Gefühl, dem organischen Wachsen und Werden des geliebten Preußenlandes könnten ernste Ge-

fahren drohen, trieb ihn in die Doffentlichkeit. Er hätte ſich ohne großen Gegenſtand gewiß niemals geregt; jezt ſchien der große Gegenſtand ihm gegeben und die Aufgabe geſtellt: Preußen vor weither geholten und in der Mark nicht erprobten Erziehungsrezepten zu ſchützen, — und nun gab es für ihn kein Halten mehr. Der unruhig nach Stützen umhertaſtende Schwarmgeiſt Friedrich Wilhelms des Vierten wittert in dem Manne, der von den Berlach, Manteuffel, Brandenburg, Radowiß und Genoffen ſo grundverſchieden geartet iſt, den möglichen Retter; er ſieht, wie Biſmarck ſpäter gern ſagte, in ihm ein Ei, aus dem die Hitze des königlichen Willens einen Miniſter ausbrüten könnte. Aber die Zeit iſt noch nicht erfüllt. Der ganz und gar nicht ehrgeizige Märker entkommt ungefährdet nach Frankfurt, nach Petersburg und Paris; er übt, wie der junge General Bonaparte, ohne die Abſicht merken zu laſſen, auf die Entſcheidungen der Vorgeſetzten den entſcheidenden Einfluß, aber er bleibt hinter den Couliſſen und tritt erſt ins grelle Kampenlicht, als in Preußen das Militärdrama zum gefährlichen Abſchluß neigt und die Furcht wach werden läßt, der Machtkonflikt könne die Monarchie an ihrer Wurzel bedrohen. Hier ſetzt der wild aufgewachſene Autodidakt ein, — mit dem ganz beſtimmten Programm: unbeirrt von anderer Rückſicht den beſonderen Zweck des preußiſchen Staates zu fördern und erbarmungslos jeden Trieb auszujäten, der dieſem beſonderen Zweck ſchädlich werden könnte, und von dem ganz beſtimmten Empfinden geleitet, daß die politiſche Kunſt im Weſentlichen nur richtig angewandte Kenntniß der Geſchichte iſt und daß den großen Politiker die Fähigkeit macht, in jedem Augenblick die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen. Er gewinnt das waghalsige Spiel. Und da er die Grenzen des Erreichbaren weiter gerückt ſieht, kehrt ihm auch das erſte Staunen des über die Landkarte gebeugten Knaben zurück, der Kindertraum von der deutſchen Einheit dämmert wieder auf, — und der ſtockpreußiſche Sunker aus dem Vereinigten Landtag wird zum Exponenten der liberalen Jugendbegeiſterung. Der Schüler Heerenſ ſchafft als Praktiker eine neue Geographie von Europa, der Hörer Savignys bereitet einer neuen Rechtsgelchichte den Boden. Den Starcken, der ſo lange gegen den Strom ſchwamm, faßt und trägt nun die Woge, den erſt Berlachten und dann Berläſterten umheult ein vielhunderttauſendſtimmiger Jubel. So iſt es ſeitdem geblieben, trotz Ungnade und Achtung, avant et après la bouteille. Wenn man zurückblickt auf das im letzten Luſtrum Erlebte, auf die faſt ununterbrochene Reihe beinahe ſchon allzu geräuſchvoller Huldigungen, dann muß man, um in der deutſchen Geſchichte dafür ein Beiſpiel zu finden, des Meiſters Martin

gedenken, von dem Wilhelm Scherer sagen durfte: „So lange Luther lebte, war er der Mittelpunkt Deutschlands; nach Wittenberg strömten die Schüler von allen Gegenden her, in denen man Deutsch sprach, und erfüllten die Welt mit dem reformatorischen Geiste.“ Aber Luthers Werk war noch nicht vollendet, er war noch ein Kämpfender; und dem Kämpfer für neue Wahrheit drängt immer die Jugend zu. Die nationale Politik Bismarcks war zum Abschluß gelangt; seit einem Vierteljahrhundert hatte er sein saturirtes Volk stets zur Ruhe gemahnt; seit fünf Jahren war auf fast allen Gebieten sein Leitwort: *Quia non movere*; er selbst war, nach Goethes weisem Ozeisenrath, in einem gewissen Lebensalter mit Bewußtsein auf einer bestimmten Anschauungsstufe stehen geblieben und hielt neue Wünsche und Forderungen sich vorsichtig vom Leibe; reformatorische Verkündungen konnten die Wallfahrer in Friedrichsruh von ihm nicht vernehmen und den Mann, der den grauen Mantel, den blinkenden Kürasch und den goldenen Pallasch des Kaisers trug, konnte auch die Böswilligkeit nicht mehr für einen grimmen Frondeur halten. Und dennoch hatte er nicht nur, wie Luther, die Sprudeljugend: er hatte sie Alle, Junge und Alte, Männer und Frauen, Freunde und Feinde; Keiner kam an dem achtzigjährigen, machtlosen Manne vorbei, ohne in Liebe oder in Haß ihm den Tribut zu bezahlen. Wodurch hat er dieses größte unter allen von ihm gewirkten Wundern erreicht? Wie kommt es, daß eine von neuen Gedanken und neuem Sehnen erfüllte Welt für eine Weile still zu stehen schien, um dem Wort des in der napoleonischen Zeit Gezeugten zu lauschen, dessen Vollbringen doch der Vergangenheit angehörte und dessen Rede mit dem Anspruch dieser gewandelten Welt so oft hart zusammenstieß?

. . . Wenn ich zurückdenke, wie ich selbst ihn lieben lernte, erst von fern und später in der Nähe, dann scheint die Antwort mir nicht gar so schwer. Er war einfach, — und wir kleinen Menschen von heute sind fast sämmtlich ganz abscheulich komplizirt; er war organisch aus einer gesunden Wurzel erwachsen, in gerader Linie, — und heute herrscht das Gewimmel der künstlich Gespimpften und Deklassirten; er gab nie Etwas von sich, das er vorher nicht wirklich besessen hatte, keinen Gedanken, den er nicht bis ans Ende gedacht, kein Wort, das er nicht empfunden oder als für das Empfinden der Hörer nöthig erkannt hatte, — und heute zahlen die Vielzuvielen mit fettiger Scheidemünze und abgegriffenen Kassenscheinen aus aller Herren Ländern; er war stark und doch fein, — und ringsum sieht der Blick heute nur schneidige Brutalität oder zimperliche Neurasthenie. Und weil er einfach war, organisch geworden, geradlinig, geistig immer solvent, wie nur je ein echter Prinz aus Genieland, weil er nie den festen

Boden unter den Füßen verlor und weil der merkwürdigen Mischung eines heißen Temperamentes und einer fast verzärtelt empfindlichen Seele doch nie unheimlich brodelnde Blasen entstiegen: deshalb gewährte er einer gährenden Zeit das Gefühl wohliger Sicherheit, deshalb war er ein in seinem Werth deutlich bestimmter Faktor und deshalb wünschte Mancher sogar, der öffentlich mit ihm haderte, insgeheim ihm doch noch ein langes Leben. Sein bloßes Dasein schon wirkte beruhigend, wie den Ruth der Schiffsmannschaft und die Zuversicht der Passagiere die Gewißheit stählt, daß für den Nothfall der alte Kapitän in der Kajüte sitzt, der mit Wind und Wetter Bescheid weiß und bei dem es keine Kurschwankungen und keine gefährlich raschen Impulse zu fürchten giebt. Braucht man noch ausdrücklich daran zu erinnern, daß das Ansehen eines solchen Kapitäns und das Vertrauen in seine untrügliche Weisheit dann gerade am Höchsten steigt, wenn er das „Fehlerrmachen“ Anderen überlassen durfte und vom eigenen Können lange schon keine Probe mehr abzulegen brauchte? Otto Bismarck war ein viel zu nüchterner Rechner, um nicht ganz genau zu wissen, daß die reine — auch durch den unklugen, aber für den zu Kränkenden ehrenvollen Beschluß einer Reichstagsmehrheit kaum ernstlich getrübt — Polyphonie der Geburtstagsschöre einst nur möglich war, weil sie einem Entammeten angestimmt wurden, an den die Hoffnung jeden, die Furcht keinen Anspruch mehr hatte. Er hat immer das Talent besessen, Glück zu haben, immer zu den geliebten Gotteskindern gehört, denen alle Dinge zum Guten gedeihen. Nie warb er vergebens um Liebe, nie starb oder verdarb ihm ein Kind, und als die herzenegütige und bei aller Derbheit der Formen tiefinnerlich adelige Frau, mit der ihm die schwere Eheprobe so glänzend gelungen war, endlich nach langem Siechthum zur Rüste ging, da war es kein wehes Sterben, kein jäher Riß eines schmerzlich umklammerten Bandes, sondern ein stiller, mählich auf leisen Sohlen einerschleichender Tod, dessen Nahen die friedsam in Hoffnung Gebettete gar nicht ahnte. Dem Günstling des Glückes, den ein hohes geistiges Sehnen doch selten nur zu behaglichem Glückgefühl kommen ließ, ist auch die Entlassung zum Guten gediehen; den nationalen Politiker traf sie hart, aber dem Menschen wurde sie nützlich: er sah Manches in anderer Beleuchtung, als er von der Bühne in die Prosjeniums-Loge stieg, und er selbst wurde anders gesehen, seit der Kreis seines Verkehrs sich weitete und die Voettlicher, Rottenburg, die Wirklichen Geheimen nicht mehr seine Schwelle versperrten. Napoleon hat die umgekehrte Wandlung erlebt; aber wie der in Malmaison für Jedermann zugängliche Erste Konsul und menschlich näher ist als der fette Imperator im Brunpalast, so wird auch kommenden Geschlechtern

der Gutsherr von Friedrichsrub und Barzin den „eisernen“ Kanzler der Wilhelmstraße verdrängen. Unsere demokratische Zeit erträgt große Männer nicht gern; sie erträgt sie eben, spürt aber stets nach den kleinlichen Malen der Menschlichkeit und ist entzückt, wenn sie an den unbequem Großen Etwas von der gemeinen Art des zweizinkigen Gabelthieres entdecken kann. Daher die unerfättliche Hier nach Kammerdiener-Indiskretionen, daher die Berweichlichung und Verzimperlichung der ragenden Reckengestalt Bismarcks, die rührsamen Thränen, die beständig aus einer alten Schwäche seiner Augen herausdestillirt wurden; daher der rasche Massenerfolg der allerliebsten Philisterbilder des munteren Zeichners Allers, daher der Wunsch, den grausen Oger von früher nun in den behaglich schmahenden Wolf aus dem Kindermärchen umzufalschen.

Wo ich nur konnte, habe ich nachgeforscht, ob Bismarck sich als Privatmann verändert habe. Kurd von Schloezer, der sein Lob ganze Stunden hindurch singen konnte, sagte mir immer wieder: „Nein, er ist noch heute genau so, wie ich ihn in Petersburg kannte, im Verkehr mit Kaisern und Königen ganz der selbe Mann wie in der Unterhaltung mit einem Spaziergänger, dessen Namen und Stand er nicht kennt.“ Dieses Urtheil hat Ernst Schwening, der ihn ganz sicher am Besten liebt, mir oft bestätigt; und Franz von Lenbach hat dann etwa hinzugefügt: „Der? Der lebt ja in einer ganz anderen Welt, Den beirrt gar nichts und wir Alle zusammen kribbeln nur so durch seine Visionen hin.“ Ich glaube, sie haben Recht; nur in schlechten Theaterstücken habe ich unglaublich erlebt, daß mit dem Szenenwechsel auch die Charaktere sich wandelten; der Schreiber der Briefe an „die Arnim“, an Polte Gerlach und Sohn Lothrop Wolley, der Tischnachbar der schönen Eugenie, der Zauberer der Wilhelmstraße, der Verbannte und der vom Winter unsäglichen Mißvergnügens scheinbar Befreite: sie Alle dünken mich eine Person, eine einzige, die im Erleben reifte, deren Prägung aber stets unveränderlich blieb.

Man muß in Berlin, in der säuerlich scharfen Atmosphäre verspäteter Achtundvierziger, aufgewachsen sein, um ganz begreifen zu können, was wir Jungen noch lange nach dem großen Krieg uns unter Bismarck so ungefähr vorstellten. Ein Wärfel ist dagegen ein zieliches, liebenswürdiges Geschöpf. Alles Unglück, so lehrte man uns Tag vor Tag und so stand es ja auch in den Zeitungen, die altkluge Neugier beschnüffelte, kommt eigentlich von Bismarck, dessen ganzes Lebenswerk auf schändliche Gewaltthat, auf frivole Rechtsverletzung und frechen Eidbruch gegründet ist, der das arme Volk aussaugt und schindet, an neuen Steuern ein Hundert-Millionen-Projekt nach dem anderen entwirft, nur zu seinem Privatvergnügen und um den fürchterlichen

Moloch des Militarismus zu füttern. Er selbst wurde von den freundlichsten Beurtheilern etwa so geschildert, wie er im Börsen-Epos Zolas abgemalt ist: „Un colosse, vêtu d'un uniforme blanc, éclatant et superbe, riant d'un rire large, les yeux gros, le nez fort, avec une mâchoire puissante que barraient des moustaches de conquérant barbare.“ Auch der an einer anderen Stelle von Zola bevorzugte Vergleich mit einer treuen Dogge fehlte schon damals nicht; nur pfliegten die berliner Epiker die Bissigkeit noch weit mehr als die Treue des Thieres zu betonen. Keine Spur von klug nachspähernder Psychologie; man folgerte nach übel apriorischer Sitte: So ist er und so mußte er deshalb handeln, aus solchen Beweggründen, statt zu fragen: Wie ist er, der so gehandelt hat, und aus seinem Handeln und Unterlassen ihn dann zu erklären und zu beurtheilen. Dahinter kam man ja allgemach, als man älter wurde, aber das Innerlichste der Persönlichkeit blieb Einem doch fern und fremd. Der Mann war zu weit, zu groß, und da in der Nähe Alles ihn nur bäuchlings bestaunte, war auch von den in die Intimität Zugelassenen nichts Rechtes zu erfahren. Er hatte unzählige détracteurs und manchen Bérangergefunden, aber noch keinen Laine, der den Riesen uns klinisch erklärte.

Als wärs gestern gewesen, so genau weiß ich noch, wie mir zu Muth war, als ich zum ersten Male nach Friedrichsruh fuhr. Die Befangenheit war natürlich; ihr gesellte sich aber noch ein banges Zittern vor dem möglichen Verlust einer Illusion; es giebt gar so viele berühmte Männer, die bei näherer Bekanntschaft enttäuschen. Und nun — zu meinem Entsetzen war ich von der Bahn direkt ins Wohnzimmer geleitet worden —, nun erhob sich im hellen Schnecklicht schwer eine mächtige Gestalt und eine hohe und höfliche Stimme bot gültigen Gruß. Alles an dem Manne ist schön: das gewaltige Auge, die fast mädchenhafte Zartheit der Haut, die den mächtigen Schädel umspannt, die schlanke und friische Hand, die nicht einem Greis, sondern einem soignirten Diplomaten von fünfzig Jahren anzugehören scheint. Er wirkt in dem langen schwarzen Rock, mit dem altväterischen Halbtuch, wie ein aus der Goethe-Zeit Zurückgebliebener, der in heiterer Ruhe auf das wirre Treiben ringsum schaut. In der Uniform erscheint er massiger, mythischer, möchte ich sagen; aber von seiner feinen Besonderheit nimmt sie doch Einiges hinweg. Er ist kein Kavallerist wie andere Kavalleristen, ist, trotz Kürasch und Ehrenpalasch, im Grunde gar kein Soldat; er erzählte selbst einmal, daß er es nie dahin gebracht habe, bei wichtigen Anlässen nach der Vorschrift adjustirt zu sein, und als der oberste Kriegsherr im Alten Schlosse seinen General-Obersten empfing, da merkte Der viel zu spät, daß er die Achselstücke vergessen habe. Das künstle-

riſche, das tief poetiſche Element in Bismarcks Natur, das Lenbachs raſtlos erneuter Eifer ſo meisterhaft nachgefühlt hat, iſt durch die Uniform vielleicht dem Blick der Betrachter verhüllt worden. Mir trat es bei der erſten Begegnung gleich plastiſch entgegen und ich begriff ſofort, warum dieſe Erſcheinung oft ſo falſch und ſo thöricht beurtheilt worden iſt. Die Syntheſe fehlte, die Einſicht in das Weſen des Genies, das immer naiv iſt und niemals aus komplizirter Berechnung heraus ſeine Pläne ſpinnt. Man hat Bismarck zu einem Fabelweſen von ungeheuerlicher Intelligenz und nahezu zarathuſtriſcher Moralinloſigkeit gemacht, zu einem Manne, der Alles weiß und ſchlau Alles erwägt, der in der Wahl der Mittel aber niemals bedenklich iſt. So ſieht der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit aus, der temperamentloſen, kurzſichtigen, ſpekulativen; ſo ſieht auch der einſeitig nach der Verſtandesſchärfe Gebildete den genialen Menſchen: ſo ſah Börne einſt Goethe. Ein Stückchen, und wärs nur das winzigſte, von einem Künſtler muß in Jedem lebendig ſein, der menſchliche Größe ermeſſen will. Wenn man Bismarck in ſeinem Treffen und Fehlen nicht als eine naiv aus dem Inſtinkt heraus ſchaffende Perſönlichkeit gelten läßt, wird man zu den abenteuerlichſten Irrthümern gelangen. Sybel hat ihn dem Themistokles verglichen, an dem Thukydides die Fähigkeit rühmt, durch die Macht ſeiner Natur in kurzem Nachdenken ſofort das für den Augenblick Erforderliche zu finden. Vielleicht kann man ihn noch beſſer einem Jäger vergleichen, dem die Bitterung das Ueberlegen und Nachdenken erſetzt. Er hat in ſeinem langen Leben auf allerlei Haſen und Hirsche und Keiler gezielt, wohl auch oft auf böſartigeres Gethier; immer wartete er die Bitterung ab, und ſtieg ihm die unangenehm in die Naſe, dann gab es für ihn keine Schonzeit und keine Rückſicht auf noch nicht jagdbares Wild, dann knallten die Büchſen, — und mitunter ſah der Jäger erſt beim Beſchreiten der Strecke, was er da eigentlich niedergeschossen hatte. Nachher kamen dann die Gangklugen und erfanden ex post einen umſtändlich ſchlauen Plan, deſſen Einzelheiten der rüſtige Waidmann ſelbſt wohl oft genug in heiterem Staunen vernahm. Nach manchem Biſchgang hat er's, bei einem guten Tropfen, erfahren.

Otto Bismarck kann, ſo wie er wirklich iſt, in der ſilbernen Vornehmheit ſeines Weſens, ohne Retouche beſtehen. Narren nur oder Lakaien können leugnen, daß er häufig gefehlt hat wie ein ganz ſterblicher Menſch und daß er von altpreußiſch begrenzten Vorurtheilen ein reichliches Väter-Erbe im Blute trug. Das höchſte Glück der Erdenkinder aber hat er erlangt und hat er gewährt: die Perſönlichkeit. Er dachte, er ſprach, er ſchrieb wie kein Anderer. Nie habe ich von ihm ein banales Alltagswort gehört, ob er nun von Politik

oder von Küchenfragen, von landwirthschaftlichen Sorgen oder von weltgeschichtlichen Ereignissen sprach. Er hatte viel gelernt, Mancherlei gelesen und am Meisten erlebt; auf keinem Gebiet war er fremd und ein wunderbar zähes Gedächtniß gab ihm die Möglichkeit, bei der leisesten Berührung die angeschlagene Saite gleich fortspielen zu lassen. Und im Lernen, Lesen, Er-
 über alle Fährlichkeiten hinwegführte; als ihn im Herbst 1894 der schwerste Verlust traf, hat er sich an das letzte Bett seiner Johanna gesetzt und sich wie ein Kind ausgeschluchzt; er war im Schlafrock, ohne Strümpfe, und saß und weinte still vor sich hin. . . Wo ist der Heros von achtzig Jahren, der selbst vor den Allernächsten sich so sehen lassen dürfte? Freilich: Goethe hat Recht, wenn er seine Ottilie in ihr Tagebuch schreiben läßt, der Held könne nur vom Helden anerkannt werden, während der Kammerdiener nur Seinesgleichen zu schätzen wisse. Aber hier ist der Held, den auch die Kammerdiener bewunderten, der große Mann, auf den auch das Gehudel der Kleinen sich Etwas zu Gute that. In diesem stärksten Charmeur war stets eben ein Bezwingendes, eine geschlossene Einheitlichkeit, der selbst der stumpfe Sinn sich nicht entzog, und ein kindhafter Adel, den Alles kleidete. Man brauchte die schwerfälligen Verstandesfrüden nicht, brauchte nicht durch die Erinnerung daran, daß man neben dem Schöpfer und Zerstörer von Reichen sitze, künstlich die Autojugestion zu schaffen, um den Mann zu bewundern und herzlich zu lieben, der 1815 geboren wurde und aus dessen Wesen 1895 dennoch kein einziger falscher Ton hervorklang. Er wurde von den Besten geliebt und verdiente ihre Liebe, weil, in der schwachgemuthen Epoche des Mitleidens mit dem unendlich Kleinen, es Trost und stolze Freude gewährte, zu sehen, wie vor dem Walten der mächtigen Individualität die Grenzen der Menschheit sich weiten können.

*

Goethe läßt die in die irdische Hülle des Nestorsohnes Antilochos gekleidete Pallas Athene also zu Achilles sprechen, der ein kurzes, rühmliches Leben einer langen, ermattenden Laufbahn vorzog:

Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reife Nestor,
 Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
 Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Böllig vollendet
 Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Mußer.
 Aber der Jüngling, fallend, erregt unendliche Sehnsucht
 Allen Künstigen auf und Jedem stirbt er aufs Neue,
 Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Völlig vollendet, wie Nestor, ist Bismarck gestorben. Dennoch erregte er, fallend, unendliche Sehnsucht und dem Dreiundachtzigjährigen folgte in die Familiengruft der Seufzer, der Goethes Göttin beim Tode des Achilles von der Lippe glitt: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freut!“ War es nicht wunderbar, nicht ein wie vorher noch gesehenes Schauspiel, daß um einen an der Grenze des Daseins angelangten, fast ein Jahrzehnt nun schon machtlosen Greis in der Germanenwelt getrauert ward, als wäre ein heldisch ins Leben blickender Süngling gestorben, dessen lockiges Haupt die Hoffnung mit der Strahlenkrone des Retters schmücken zu dürfen wähnte? Das seltsame Räthsel wird nicht gelöst, wenn man den Staunenden sagt, die Trauer gelte nicht dem Manne, sondern der Zeit, als deren letzter, größter Repräsentant er ins Grab gesunken sei; die Heroezeit der deutschen Geschichte ist seit dem März 1888 dahin, seit dem März 1890 eingeurnt, das Gewimmel der Vielzuvielen fühlte sich an den immer gedeckten Brunktafeln der neuen Ära einstweilen sehr wohl, und wer an vergangene Herrlichkeit zu erinnern wagte, Der wurde, während man lärmend weit und breit am Gemeinen sich freute, als ein Festspielverderber barsch in den Winkel gewiesen. Nein: die Totenklage des lebenden Geschlechtes, das zu neuen Ufern ein neuer Kahn lockt, galt nicht der entschwundenen Zeit, galt auch nicht dem Politiker, dem Reichsgründer, dessen Tagewerk nach der Ansicht der Mehrheit gethan war und der in Lebensfragen der sozialen Rechtsordnung das moderne Empfinden oft zu entschiedenem, mitunter sogar zu empörtem Widerspruch zwang. Den Verlust eines unersetzbaren Menschen bejammerte die Menschheit, Eines, den selbst der erbitterteste Feind im harten Kampf der Meinungen nicht missen mochte, und unendliche Sehnsucht wurde durch die Gewißheit geweckt, daß dem leidenschaftlichen Menschenbedürfniß, verehrend zu lieben, für lange, vielleicht für immer, der große Gegenstand fehlen werde. Keine ärgere Thorheit läßt sich denken als die der guten Leute, die den Fürsten Bismarck anderen Staatsmännern vergleichen, ihn etwa gar, wie es noch 1898 der wackere Herr Crispien hat, zu ehren glauben, wenn sie ihn neben Gladstone stellen. Die Frage ist müßig, ob es stärkere, in der Einheit ihrer Weltanschauung besser zum Anspruch der Zeit gestimmte, mit hellerer Einsicht in nahende Nothwendigkeiten begnadete Politiker gab, geben wird, geben kann: was den von langer Wanderung Kastenden aus der Reihe der politischen Meister hebt, ist, daß er mehr war als ein Politiker. Auch Gladstone wollte mehr sein; er schwigte, als Polyhistor und Dilettant in allenschwierigscheinenden Wissenschaften, über Büchern und Papier und kam über eine kümmerliche Kärnerarbeit

doch nicht hinaus. Bismarck war kein Buchmensch; er hatte nach heutigem Begriff nicht besonders viel, das Wenige aber gut gelesen und das einmal Aufgenommene nicht mit dem Ballast des Bildungphilisteriums überbürdet; wohl das Meiste von Dem, was Naturerkenntniß und Oekonomie in den letzten Jahrzehnten geleistet haben, war dem Alternen fremd geblieben und er sprach über die Eroberungen der Wissenschaft von je her gern mit der Geringschätzung des Naturburschen, der von grauer Theorie nichts hält und über den Werth der gepriesenen Systeme die Nase rümpft. Er gehörte mit Haut und Haar von Jugend auf zum horazischen *zenus irritabile vatum*: er hatte die leidenschaftliche Subjektivität, die empfindsamen Nerven, die musische Grundstimmung und das heiße Temperament des genial geborenen Künstlers. Deshalb sah er stets Menschen, wo Andere nur Sachen, nur theoretische Fragen sahen; deshalb konnte er sich von einem Vorurtheil, einer Sympathie oder Antipathie, die eine Persönlichkeit ihm erregt hatte, nur schwer wieder befreien; und deshalb lebte in seinem Sinn plastisch nur, was sein Auge erblickt hatte, und von der Lage des Industriearbeiters, der, bis er stirbt, in einer Riesenmaschine ein in ewigem, monotonem Gleichmaß bewegtes Rädchen ist, entstand ihm kaum eine klare Vorstellung. Ist es Zufall, daß den Politiker der Pfad so oft an ein Ziel führte, das er gar nicht gesucht hatte, — bis er eines Tages ironisch sagte, man komme am weitesten, wenn man nicht wisse, wohin man gehe? Des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und Rationalitätenswindel zu bewahren, war der eigensinnige Boruffe ausgezogen: er fand eine Kaiserkrone und bereitete rüstig noch die Zeit, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Für junkerliche Ideale wollte der feudale Genosse der Stahl und Gerlach, der Hassler bürgerlicher Annahmung, kämpfen: er wurde der Exponent der großbourgeoisen Entwicklung und führte das früher befehdete Bürgerthum auf den Gipfel industrieller und händlerischer Macht. Nur die Leidenschaft, deren Wirbelwind die Schweite kürzt, kann solche Irrsal erklären. Und es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß Bismarck in Leidenschaften lebte und starb; sie glühten, wie Lava aus dünner Schneeschicht, noch aus den Gebieterzügen des Greisenhauptes hervor. Hier wurzelte seine Kraft, wurzelten auch seine wundervollen Tragodienfehler, — wenn durchaus denn moralisirend von Fehlern des Genius gesprochen werden muß. Man liebt im neuen Deutschland das stürmische Temperament nicht; man hat es selbst Bismarck nur gnädig verziehen; verzeihts ihm noch heute nicht gern. Aber die Leidenschaftlichen bleiben bis zum letzten Wank jung und wecken im Scheiden noch, wie der Jüngling im Lied vom Beliden, unendliche Sehnsucht.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI
 Nr. 475 Direktion.
 „ 7513 Kasse u. Effektenabteilung.
 „ 7514
 „ 7515 Kassenabteilung.
 „ 7516

Telegramme: Ulrich & Co.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.



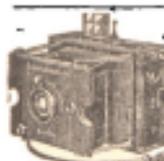
MURATTI



Nur der Stempel „O.Z.“ garantiert für den Original-Kneifer der Orthozentrischen Kneifer-Gesellschaft m. b. H. Dieser Kneifer ist geschützt durch viele Auslandspatente und D. R. G. M. Alleinverkauf

nur: Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!



„Euryplan“ Doppel-Anastigmat
 in drei Sorten F: 60, F: 65, F: 6 F: 45
 D. R. P. 195740. Nr. 87042.
 Katalog gratis. — Berlin SO. 36. Reichenberger Strasse 121 E.
Schulze & Billerbeck

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
 Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

Schriftsteller

Bekanntester Verlag überl. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasensteim & Vogler A.-G., Leipzig.



Prof. Dr. Schleich's Wachspastenpräparate

BERLIN SW. 61, Gneisenaustr. 109-110.

Wachspasta Dose von 1,30 M. an.

Wachspasta-Seife

Kosmet-Hautcrème Tube 60 Pf. u. 1,- M.

Wachsmarmor-Seife

1/2 Kilo 60 Pf., 1 Kilo 1,50 und 1,75 M.

Für die Reise:

Marmorseife in Tuben à 60 Pf. macht Hand- und Nagelbürsten entbehrlich.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Man erbitte kostenlos Broschüre Z.

London & Paris Exchange, Ltd., DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamation der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effekten-geschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten auf Information über das Londoner Effekten-geschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch kostenfrei zu:

“ANLAGE UND SPEKULATION.”

(2. Auflage.)

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pf. pro Schachtel.

Gegen Husten & Heiserkeit.

Bitte auf die Schachtel zu tunsehen!

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt Dr. **Loebell.**

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinflick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL



Bad Pistyan

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt
für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten-Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73

Eine kl. Gruppe v. Schriftstellern

(Herren u. Damen) will ein Ländhaus (Nähe Stadt) z. stet. Verfügung mieten u. sucht hierzu Beteiligung. Off. unt. 2381, an die Expedition der Zukunft, Berlin SW. 48.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—

Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schulkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Lusse. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicla und Erfurt. Maladé. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüfteipurée. Verein Gelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck z. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barabas. Sem. Dynamatik. Der 2. Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Entenseich.

Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Fort mit der Feder!



**Echtheit Du' mit Feder noch so gut,
Walt besser schreibt die LILIPUT.**

Die neuen

LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima Preis M. 38.—

Modell A. Preis M. 45.—

Modell Duplex Preis M. 58.—

1 Jahr Garantie.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Vielzählung. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reisemaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme i billig Preislage. Glänzend Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

**Deutsche Kleinmaschinen - Werke
mit beschränkter Haftung.**

München 21, Lindwurmstr. 129-131.
Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.
Münchener Ausstellung 1908: Halle II,
Raum 158 und öffentliches Schreibbureau
neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.
(10 Liliput im Betrieb).

Wiederverkäufer überall gesucht.

Tadellosen Teint

zu erwerben ist leicht mit Hilfe des seit Jahrzehnten bewährten, glänzend begutachtet.

Deutschen Teintwaschpulvers und Flüssig-Teintpräparates — Preis kl. Pckg. je 1 Mk. gr. Pckg. je 4 Mk. —
Chem. Laborat. Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A3, Neuzindstraße 6.

Diabetes-Bauer

Koetzschbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz, Prosp. fr.
Dialet. Kuren nach Schroll.

Stottern

heißt d. schwierigst. Fülle
Garantie nach Wunsch.
C. Buchholz.
Hannover 2. Indwandr. 14.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Aufriehung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Ehe-schliessungen England

rechtsgiltige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pf
Hrook & Co., London, E. C. Queenstr 90/91

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Soeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8^o.

Preis: 50 Pf.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
Dresden A. 18, Böhmischerplatz 78.

Nervenschwächen der Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Faul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Zerreiss die Binde

und schau mit hellen Augen in Dich! Zur
Selbsterkenntnis in einem tieferen Sinne
führen die von gebildeten Menschen begeistert
aufgenommenen Charakterbeurteilungen
von P. P. L. Schon seit 1890 liefert P. P. L.
grosszügige Seelen-Analysen nach Schrift-
stücken. Ihre Charakterstudie wird ermög-
licht, wenn Sie zunächst brieflichen Antrag
auf **Gratis-Prospekt** stellen bei
P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg I.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnhof: Warmbrunn-Schreiberhau. H. 11.
Petersdorf im Riesengebirge
(Hainstation)

für chronische innere Erkrankungen, neo-
plastische u. Rekonvaleszenten-Zustände.
Luftelekt., Brunnens- u. Erziehungskuren.
Für Erholungsuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
550 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. **Bartsch**, dirg. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S.W., Bückerstr. 118.

Henkell Trocken

